

Kaukasische Post

Ercheint jeden Sonntag.

Preis der Einzelnummer in Tiflis 10 Kop. auswärts 12 Kop.

Bezugspreis in Tiflis: 5 Rub. jährl., 2 Rub. 50 Kop. halbjährl., 1 Rub. 25 Kop., vierteljährl. Mit Zustellung durch die Post: 6 Rub. jährl., 3 Rub. halbjährl., 1 Rub. 50 Kop. vierteljährl.

Anzeigen: Die dreigespaltene Zeile oder deren Raum kostet: vor dem Text 20 Kop. hinter demselben, d. h. im Anzeigenteile 10 Kop. Bei Wiederholung wird Rabatt gewährt.

Annahme von Bezugsgeldern u. Anzeigen: Tiflis, in der Redaktion.

Von Bezugsgeldern außerdem:

1. Bobylew, Lampenhandlung am Alexander-garten.
2. Auffermann, Niederlage, Sandstraße.
3. Im Deutschen Verein.

Die Redaktion befindet sich Golowinsky Prosp. № 12, Haus Mdiwani im Hofe.

Sprechstunde der Redaktion täglich von 6—7 Abends.

Annahme von Bezugsgeldern und Anzeigen: Wladikawkas, bei Frau Elisabeth Seidel, Apothekerwarenhandlung d. Herrn G. Seidel. Batum, bei Herrn Provisor Anthen, Apotheke Pietkewitsch. Baku, bei Herrn Karl Mader.

N^o 13.

Sonntag den 10. (23.) September 1906.

1. Jahrgang.

Der Bezugspreis der „Kaukasischen Post“

beträgt in Tiflis

für 1 Monat R. — K. 50.	für 6 Monate R. 2 K. 50.
„ 2 „ „ 1 „ —	„ 12 „ „ 5 „ —
„ 3 „ „ 1 „ 25.	

Vom 1. September bis zum 31. Dezember R. 1 K. 75.

Auswärtige zahlen außerdem für jedes Vierteljahr 25 Kopfen Postporto.

Diejenigen Abonnenten, deren Bezugszeit am 15. September abläuft, werden um baldige Erneuerung des Abonnements gebeten, damit in der Zustellung der Zeitung keine Unterbrechung eintritt.

Dr. Leon Ogandschanoff

(spricht auch deutsch).

Spezial-Arzt für Syphilis, Harn- Blase- Haut- und venerische Krankheiten.

Sprechst. Vorm. 9—11; Nachm. 6—8. Sprechst. für Damen u. Kinder 11—12 Kadetten Str. 2. (Ecke der Golowinsky Prosp.) 4—2

KLINIK für Zahn- und Mundkrankheiten

bei der zahnärztlichen Schule

der Doktoren Nestonow und Sifejew.

Tiflis, Michailowsky Prosp., 126, Ecke der Krylowskaja.

Empfang der Kranken täglich von 9—3 Uhr, Sonntags von 9—12 Uhr. Konsultation und Zahnziehen 20 Kop. Plomben von 50 Kop. bis 1 Rub. Künstliche Zähne auf Kautschukplatten 1 Rub. pro Zahn. Andere Operationen nach Uebereinkunft. 40—2

Otto Heine

Zahnärztl. Atelier für künstliche Zähne. Plombieren und Behandlung sämtlicher Zahnkrankheiten.

Ecke Kirotschnaja und Welikofnjaschekaja. (10—10)

Politische Kurdschau.

Inland.

Zur äußern Lage. — Von der auswärtigen Presse wird die Regierungskundgebung vom 24. August verschieden beurteilt. In Berlin scheint dieselbe eher einen günstigen, als ungünstigen Eindruck gemacht zu haben. Man hofft dort meistens, daß Stolypin es zustande bringen werde, die anarchistischen Ausschreitungen durch die neuen Repressivmaßregeln zu unterdrücken und dem Lande die Ruhe wiederzugeben, vorausgesetzt natürlich, daß die angekündigten Reformen auch wirklich durchgeführt werden sollten. In Wien setzt man nicht so große Hoffnungen auf die Verheißungen Stolypin's. Man fürchtet ganz allgemein, daß die Feldkriegsgerichte die Terroristen zu noch heftigerem Vorgehen gegen alles, was Regierung heißt, veranlassen könnten. Die „Neue Freie Presse“ sagt, man habe in anderen Staaten ein solches Standrecht noch nicht gesehen; es sei das ein außerordentliches Verfahren ohne rechte Form, ein summarischer Prozeß, der den Beschuldigten mehr oder weniger dem Ermessen der Richter überlasse. Anders das österreichische standrechtliche Verfahren! Dieses ist an bestimmte Formen gebunden; es trägt einen durchaus rechtlichen Charakter. Der Angeklagte darf sich einen Verteidiger wählen; macht er von diesem Rechte keinen Gebrauch, so muß ihm ein Verteidiger von Amtswegen gegeben werden. Zur Verurteilung ist Einstimmigkeit der vier

Richter erforderlich; wenn dieselbe nicht erzielt werden kann, wird der Angeklagte den ordentlichen Richtern überliefert. Ebenso tritt das gewöhnliche Rechtsverfahren in seine Rechte, wenn die Schuld des Beteiligten innerhalb dreier Tage nicht erwiesen werden kann. Von allem dem sei in Rußland nicht die Rede. Hier berufe der Gouverneur das Kriegsgericht ein; dieses führe bei „offenkundigen“ Verbrechen keine Untersuchung, urteile bei geschlossenen Türen in längstens 18 Stunden und der Urteilspruch werde in längstens 24 Stunden militärisch vollstreckt u. s. w. In London wird das Programm Stolypin's allgemein als liberal zensiert, aber man fürchtet, daß er mit seinen Vorschlägen viel zu spät kommt und praktische Resultate verspricht man sich auch hier von diesem Programm anscheinend an keiner Stelle. Die „Times“ nennt die Kundgebung eine Mischung von Widersprüchen; man sei einerseits bemüht, peinliche Wahrheiten zu verschleiern, und mache andererseits Bekenntnisse, die wirklich überraschend in ihrem Freimut sind. Es scheint beinahe, als wenn das Manifest nicht von einer und derselben Person verfaßt worden wäre, oder wenigstens nicht auf einmal. Stolypin strebe danach, zur Einberufung der neuen Duma ein fertiges Programm zu haben; das sei anzuerkennen: hierin hätten seine Vorgänger ja sehr gefehlt. Die jetzigen Zusagen an die Bauern dürften bereits zu spät gekommen sein, denn eine Bauernkrisis stehe wahrscheinlich zum Herbst bevor. Überhaupt seien augenblicklich zu viele ungewisse Faktoren in Rußland gegeben. Niemand wisse heute, ob die Armee loyal bleiben werde. Die Situation sei augenblicklich eben so verworren, daß es das Richtige sei, mit Urteilen zurückzuhalten. — „Telegraph“ sagt, das Beste, was die Regierung jetzt tun könnte, wäre: die Einberufung der neuen Duma zu beschleunigen. „Morning Post“ fürchtet, daß die Militärdiktatur und kühne Versprechungen für eine erst im nächsten Jahre kommende Duma nicht sehr praktisch sind. „Daily Graphic“ verspricht sich wenig von dem Manifest. Es ist dies, sagt „Graphic“, immer wieder das alte Lied, und die russische Bevölkerung hat alle diese Drohungen und Versprechungen unzähligemale schon gehört; sie legt ihnen keine besondere Bedeutung bei. Wie kann man auch glauben, ein Volk mit neuen Gewaltmaßregeln zu zügeln, das schon so sehr abgestumpft sei gegen jederlei Strafe? Stolypin hat offenbar nicht den Schlüssel zur Lösung des Rätsels gefunden. Der Gewalt hat die Regierung schon seit langer Zeit Gewalt entgegenzusetzen versucht, aber der Erfolg lasse viel zu wünschen übrig. Stolypin's Versprechungen bezüglich der einzuführenden Reformen könnten auf das russische Volk keinen Eindruck machen, denn Taten will dieses sehen, nicht mehr nur Worte hören. — **Französische** Preßstimmen liegen uns zur Zeit, wo diese Rundschau gedruckt wird, noch nicht in übersichtlicher Zusammenstellung vor und bringen wir sie daher in der nächsten Nummer. **Zur inneren Lage.** — Die Regierungskundgebung findet auch in der russischen Presse allseitige Beurteilung. Die „Birschevija Wedomosti“ sind der Ansicht, daß der erste Teil des Programms Stolypin's: Unterdrückung der Revolution, schon seit den Tagen der Auflösung der Reichsduma zur Genüge bekannt sei; ein Fortschritt wäre allerdings insofern zu verzeichnen, als die bis dahin ungeordnete Tätigkeit der Regierungs- Gewalten nun in ein System gebracht werde und zwar durch die beiden Verordnungen betreffend: die Verfolgung der revolutionären Propaganda im Heer und Einführung der Feldkriegsgerichte; was da-

gegen den zweiten Teil des Programm's anlangt, so sei dieser weniger bestimmt abgefaßt und lasse die allerweiteste Auslegung zu (betrifft die einzuführenden Reformen!); offenbar messe die Regierung dem ersten Teile ihrer Tätigkeit eine größere Bedeutung bei als dem zweiten. — Die „Strana“ ist mit den neuen Repressivmaßnahmen der Regierung noch viel weniger zufrieden. Dem „Schrecken von unten“ sagt sie, werde der „Schrecken von oben“ gegenüberreten. Beide seien zu allem entschlossen. Es frage sich nur, ob das Zitat in der Regierungskundgebung: „Die terroristischen Akte bezeichnen mehr eine Schwäche der Revolution, als einen Erfolg derselben“, nicht auch auf die außerordentlichen Schrecken einflößenden Maßregeln Stolypin's angewandt werden könne. Die Feldgerichte, wie überhaupt das ganze Einschüchterungsverfahren, müßten Verwirrung und Unruhe in der Gesellschaft hervorrufen. Die Reformen würden gewiß beruhigend wirken, nur seien sie zu weit gefaßt; ihre Durchführung würde eben an diesem Mangel scheitern. — Die „Russkoje Slowo“ bleibt dabei, daß nur die sofortige Inangriffnahme der Reformarbeit und vor allem die schnelligste Zusammenberufung der Reichsduma den revolutionären Terror aus der Welt schaffen könnten. Das Blatt erinnert daran, daß die breiten Massen des russischen Volks durchaus nicht nach einer republikanischen Staatsform oder gar nach einer sozialistischen Gesellschaftsordnung verlangen; wenn sie mit der Revolution sympathisieren, so erklärt sich das einzig und allein aus ihrem Unwillen über die Verzögerung in der Durchführung der versprochenen konstitutionell-monarchistischen Reformen und über das Fehlen der Volksvertretung. Das Programm der Regierung weise auf eine lebhaftige Tätigkeit dieser bei Anfertigung von Gesetzentwürfen für die Duma hin.. aber die Sache sei die, daß Rußland hinsichtlich der Reformen alle Geduld verloren habe; es könne diese garnicht schnell genug bekommen. — Die „Narodnaja Gaseta“ erblickt in der Regierungskundgebung die Einführung der Diktatur in Rußland. Die Regierung stütze sich in ihren Hoffnungen bezüglich Beruhigung des Landes auf den wohlgesinnteren Teil der Bevölkerung, der ihr dabei behilflich sein werde, und die Börse bestätige anscheinend die Wichtigkeit einer derartigen Voraussetzung, indem sie den „neuen“ Kurs der Regierung durch eine Preissteigerung der russischen Rente und durch Festigkeit in bezug auf russische Werte überhaupt beantwortete. Aber, meint das Blatt, man müsse sich hierdurch nur ja nicht irre machen lassen. „Festigkeit“ habe die Börse auch bei Ausbruch des russisch-japanischen Krieges bekundet und dennoch sei dieser verloren worden. Sollten auch die Maßregeln der gegenwärtigen Regierung nicht zur Beruhigung des Landes führen, so würde offenbar nur noch eines übrig bleiben: zu anderen Mitteln Zuflucht zu nehmen und zwar endlich zu denjenigen, welche die Elemente der Gesellschaft empfehlen, die in der Regierungskundgebung als „wohlgesinnte“ bezeichnet werden. — Nach Ansicht des Blattes „Nowy Putj“ werde das Bestreben der Regierung, die Revolution zu bekämpfen, am empfindlichsten die Gesellschaft treffen; die Revolutionäre und namentlich die Terroristen werden ganz ungeschoren bleiben; breite sich doch der Terror auch dort aus, wo der Kriegszustand, das Kriegsgericht und Strafexpeditionen dazu berufen worden sind, die Ruhe wiederherzustellen; während in Gegenden, wo noch der normale Zustand besteht, der Terror nur ausnahmsweise vorkomme; das sei auch der Grund, weshalb die Gesellschaft, ungeach-



tet ihrer Wohlgesinntheit oder vielleicht auch gerade ihretwegen, in dem Regierungsprogramm kein tatsächliches Beruhigungsmittel erblicken könne.—Die „Russkija Wedomosti“ finden, daß die jüngste Regierungskundgebung in ihrer allzugemein gehaltenen Form lebhaft an das Allerhöchste Manifest vom 12. Dezember 1904 (s. Pol. Rundschau in N:o. 1 unseres Blattes) erinnert; sie werde einen ähnlichen unbefriedigten Eindruck machen; es fehle in ihr vollständig eine ausreichende Handhabe dafür, daß die Bedürfnisse der Bevölkerung tatsächlich befriedigt werden würden; und doch würde nur eine derartige Gewährleistung der Ausführung des Versprochenen das Land beruhigen.—Die „Netsch“ nennt das Programm eine „vereinfachte Ausgabe der Erklärung Goremykins vom 13. Mai.“—„Das Gesetz über die Einsetzung von Kriegsfeldgerichten kann natürlich“—so schließt die „Netsch“—„nicht vom juridischen Standpunkt aus betrachtet werden. Unter einem politischen Gesichtswinkel betrachtet, ist es in Bezug auf seine Zweckdienlichkeit seinem Vorbild vollständig ebenbürtig. Wir haben die Möglichkeit die Resultate der Tätigkeit dieses Typus der Justiz in den Ostseeprovinzen zu betrachten, in denen nach einem Jahre solcher „Gerichtspraxis“ so schön die Ordnung und Ruhe wiederhergestellt ist!“ Die Zeitung „Dko“ beglückwünscht Stolypin, daß erst die Reichsduma aufgelöst und dann sein Programm veröffentlicht worden sei, da im anderen Falle dieses in der Duma eine ebenso schlechte Aufnahme gefunden haben würde, wie seinerzeit die Erklärung Goremykins. Es gebe nur ein wahres Heilmittel gegen die Revolution: Die neue Reichsduma!—Der „Towarischtsch“ ist der Ansicht, die Gesellschaft müsse sich zu dem neuen „Experiment“ der Regierung vollständig kaltblütig verhalten.... Für dieses Blatt erschöpft sich auch heute die ganze Regierungserklärung in der Niederlegung der Feldkriegsgerichte. Der „Narod“ ruft verzweifelnd aus: „Und so hört die Bürokratie, die Rußland schon zu so schweren Erschütterungen, wie dem Fall von Port-Arthur, dem Verluste der Flotte bei Tshushima usw. geführt hat, immer noch nicht auf, ihre ganze Hoffnung auf ihre eigenen Kräfte und ihr eigenes Verständnis zu setzen, auf die Möglichkeit, das Land mit eigenen Mitteln zu regieren!“—Von obigen fortschrittlichen Preßstimmen weichen in der Beurteilung, besser gesagt Verurteilung der Regierungskundgebung die rechtsstehenden Blätter kaum ab, ausgenommen die halbamtliche „Rossija“. Das Leitmotiv ihrer Betrachtungen ist ungefähr folgendes: Das Programm enthält nur Versprechungen; solche aber haben wir schon zum Überdruß gehört; wir wollen endlich Taten sehen. So die „Nowoje Wremja“, der „Swet“ und and.—Nur die deutsche Presse der Ostseeprovinzen mit Ausnahme der „Lübauer Zeitung“ zollt dem Programm der gegenwärtigen Regierung lebhaften Beifall. Namentlich die Ausnahmemaßregeln betreffend den Kampf mit der Revolution befriedigen sie ungemein; wenn sie nur mit dem richtigen Nachdruck angewandt würden! Es mag ja vom Standpunkte des durch die blutigen Vorgänge des vorigen Herbstes arg geschädigten baltischen Adels verständlich erscheinen, daß er Genugtuung für das ihm seitens der revolutionären Landbevölkerung (Letten und Esten) zugefügte Leid fordert und jede Gelegenheit, diese zu erhalten, mit Freuden begrüßt; auch daß die von ihm in materieller Hinsicht vielfach abhängige Presse mit in seinen Jubel einstimmt; wir meinen aber doch, daß es nicht Aufgabe irgend eines deutschen Blattes, das gegenwärtig

in Rußland erscheint, ist, sich so bedingungslos für das verkürzte Verfahren auszusprechen, wie es den Bestimmungen über die Feldkriegsgerichte zugrunde liegt. Eine strenge Regierungsgewalt billigen auch wir, aber deshalb können wir uns unmöglich für summarisches Gerichtsverfahren begeistern, nicht einmal den Anarchisten gegenüber! Die ostseeprovinzialen Rechtslehrer und Beisitzer der ehemaligen Gerichtsinstitutionen haben denn doch auch stets im Sinne der Erhaltung des ordentlichen Gerichtsverfahrens gewirkt. Ausnahmezustände? Jawohl aber—der Jubel über den Kriegszustand und die Feldgerichte darf doch nicht den bitteren Beigeschmack des befriedigten Eigennutzes haben. Das geht denn doch über das Maß des Sittlichen-Erlaubten hinaus! Den baltischen Blättern an die Seite zu stellen ist der St. Petersburger „Herold“, der sich auch nicht genug tun kann—in Wiedervergeltungspolitik, die angeblich nur darauf abzielt, das gefährdete Deutschtum zu retten,—Gott bewahre uns vor solchen Lebensrettern! und das in Odessa neuerdings erst erscheinende „Deutsche Leben“, das für Stolypin überhaupt große Sympathieen zu hegen scheint, indem es in ihm den Retter Rußlands erblicken zu müssen wähnt.—Die „St. Petersburger“, die „Deutsche Moskauer“ und die „Odessaer Zeitung“ führen eine bei weitem gemäßigtere Sprache, indem sie durchaus versuchen, inmitten der allgemeinen Begriffsverwirrung, die zur Zeit bei uns im Reiche herrscht, Forderungen des allgemein-staatlichen Interesses dem mit Menschlichkeits- und Gerechtigkeitsgefühl in Einklang zu bringen. Die „Deutsche Sfaratower Zeitung“ vertritt, wie immer, so auch dieses Mal, einen bei weitem freieren Standpunkt, als alle übrigen Blätter Rußlands, die in deutscher Sprache erscheinen.—Soweit die Stellungnahme der öffentlichen Meinung gegenüber dem Regierungsprogramm.—Übrigens wollen ausländische Blätter, z. B. die „N. Fr. Pr.“, schon erfahren haben, daß die allgemeine Unzufriedenheit mit der Regierungskundgebung in Peterhof verstimmt habe und daß eine Abänderung des Programms und zwar im reaktionären Sinne zu erwarten sei. Ein „Großer Rat“ soll einberufen werden, an dem auch Pobedonoszew teilnehmen wird. Unsere Telegraphenagenturen behaupten dagegen, Stolypin's Einfluß bei Hof sei ein so bedeutender, daß er weit mehr Macht besitze als alle seine Vorgänger im Amte. Man habe zu ihm großes Vertrauen gefaßt. Daneben wird viel der Name des Landwirtschaftsministers Wassiltschikow genannt. Nach Ansicht des früheren Reichsdumamitglieds F. J. Roditschew, eines der Führer der Konstitutionell-Demokratischen Partei, sei es nur eine Frage der Zeit, wann Fürst Wassiltschikow Stolypin ablösen werde; ersterer werde für diesen dasselbe sein, was Durnowo für Witte war („Sewodnja“).—Der Tod des Palastkommandanten Generals Trepow, welcher in diesen Tagen erfolgt ist, ein Schlagfluß hat seinem Leben ein Ende gemacht, ist gegenwärtig für die Politik ohne jede Bedeutung. Er hatte seine Rolle in Peterhof bereits ausgespielt. Trepow, der einst als blutgierig verschrien war, galt in Hoffreisen schließlich als zu liberal und dieser Umstand bedingte seinen Fall, der mithin zu seinem frühen Abscheiden beigetragen haben mag, wenn auch die Gerüchte über seine Vergiftung nicht auf Wahrheit beruht haben mögen. Mittlerweile haben an vielen Orten die Feldkriegsgerichte ihre Tätigkeit eröffnet. So bringt der Telegraph, namentlich aus Moskau, schon Berichte über etliche Hinrichtungen von Personen, die der Polizei bei ihrer Arrestie-

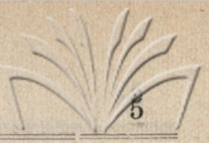
rung bewaffneten Widerstand entgegengesetzt hätten (es sind diese die ehemaligen Studenten Masurin und Swerew). Das Standgericht wird fast allerorten eingeführt.—Dreitausend politische Verhaftungen, im Laufe einer Woche—das muß doch wohl den ärgsten Reaktionär befriedigen! In Moskau sollen die Gefängnisse überfüllt sein, man weiß gar nicht mehr, wohin mit all dem Politischen.—In Ufa furchtbarer Hunger; von 2.250.000 Bewohnern des Gouvernements nicht weniger als 1.200.000 Hungerleider! (Tel. der „Neuen Fr. Pr.“).—In Siedlez (Polen) grauenhaftes Blutvergießen, welches von den einen als Judenmassaker, von anderen als Angriff jüdischer Revolutionäre gegen Militärpatrouillen dargestellt wird (so auch in der amtlichen Mitteilung). Es sollen gegen 60 Personen erschossen und gegen 200 verwundet worden sein (die Stadt hat etwa 25.000 Einwohner, von denen die Hälfte Juden sind). Der erste Schuß fiel am Abend des 25. August; am 27. waren auf einigen Straßen Kanonen aufgestellt; vier Häuser wurden beschossen, in denen man „hinter den Barrikaden sitzende Revolutionäre vermutete“. Gleichzeitig begann auch die Plünderung jüdischer Läden; gegen 100 Buden sollen ausgeraubt worden sein. An dem Rauben haben angeblich (eine Meldung der „Russkoje Slowo“) auch Reservisten, die auf dem Wege in die Heimat durch die Stadt zogen, teilgenommen. Während der Plünderung brachen gleichzeitig an mehreren Stellen Brände aus. Am 28. August dauerte die Beschießung der Häuser noch fort. Ein Teil der Einwohner ist aus der Stadt geflüchtet. Das Gerücht von einer bevorstehenden Judenbege soll seit zwei Wochen bestanden haben und unmittelbar nach dem damals verübten Mordanschlag auf den Polizeimeister aufgetaucht sein. Die Stadt galt bisher als eine der ruhigsten, da es in ihr keine Fabriken gibt. — Alles das zusammengenommen macht ein trauriges Bild aus. Dazu die üblichen Bomben, Salven und Mordtaten! — Durch einen Allerhöchsten Ukas an den Dirigierenden Senat vom 27. August ist der Verkauf freier Kronsländereien, der Kronspachtgrundstücke, im Europäischen Rußland an die landbedürftigen Bauern angeordnet worden. Den Verkauf haben die Kommissionen für Landeinrichtung nach den Bestimmungen, die für die Operationen der Bauern-Landbank gelten, zu vermitteln. Das Recht auf Kauf oder Pachtung von Kronsländern steht auch den Ackerbauern anderer Stände zu, deren Lebensgewohnheiten sich von denen der Bauern nicht unterscheiden. Die Bittschriften in dieser Sache und alle sonstigen Papiere sind von jeder Steuer befreit. Nach den gesammelten Daten giebt es im Europäischen Rußland 14 600 Krons-Obrokstücke mit einer Gesamtfläche von 4'006 001 Dessj. Das bedeutet aber auch noch nicht viel, wenn man nicht vergißt daß es landbedürftiger Bauern nicht weniger als 20 Millionen giebt! Diese Fürsorge der Regierung für die Hebung des Bauernstandes hat nach Ansicht der „Moskauer Zeitung“ zunächst noch den Beigeschmack eines Werbemittels, das die Bauern ihren „Verführern“ abspenstig machen soll, wie ja das Reformprogramm Stolypins überhaupt nur Lockrufe zur Mäßigung und Beruhigung der Gesellschaft enthielt. Die „Russkija Wedomosti“ sind der Ansicht, daß, wie alle grundlegenden Regierungsakte der letzten zwei Jahre, so auch diese jüngste Maßnahme der Regierung zu spät komme. Nach unentgeltlicher Zuteilung von Land ist dem Bauern der Mund wässrig gemacht worden und nun sollte er für dasselbe bezahlen müssen!—Eine neue Emission der Staatsrente im Betrage

von 50 Millionen hat stattgefunden (laut Allerh. Befehl an den Finanzminister vom 17. August.) Die Zeitung „Dko“ meldete hierzu, daß die neue Anleihe in der Weise durchgeführt werden soll, daß der ganze Betrag den Staatsparkassen zum allmählichen Verkauf übergeben wird, während die Staatsbank neue Kreditbilletts für 50 Millionen Rbl. herauslassen wird, die nach Maßgabe des Ertrages vom Verkauf der Staatsrente wieder vernichtet werden sollen. Eine offizielle Mitteilung des Finanzministeriums weist nach, daß trotz des Anwachsens der Staatseinnahmen die Aufnahme der neuen Rentenleihe von 50 Mill. Rbl. eine Notwendigkeit war. Die außerordentlichen Ausgaben, welche mit den Wirren zusammenhängen, die Hungerkampagne, die ersten praktischen Schritte zur Lösung der Agrarfrage, Darlehen an geschädigte Grundbesitzer usw., haben sehr große Mittel erfordert. Die Gesamtsumme der Ausgaben, welche mit den gewöhnlichen Budgeteinkünften nicht beglichen werden können, beträgt rund 938 Millionen Rbl. (darunter das Budgetdefizit pro 1906 mit 482 Mill., die ins Budget von 1906 herübergenommenen ungetilgten Ausgaben von 1905 mit 180 Millionen, die im Jahre 1905 emittierten kurzfristigen Wechsel im Betrage von 150 Mill. Rbl.). Zur Deckung dieser Summen stehen die Ergebnisse der letzten langfristigen Anleihen zur Verfügung, mit 711 Mill. Rbl. Dazu kommen noch verschiedene Budgetkürzungen. Es bleibt aber noch immer ein ungedeckter Rest übrig, der auch durch die Rentenemission von 50 Mill. Rbl. nicht beglichen wird. Aus den Ostseeprovinzen liegen weitere Nachrichten über die Eröffnung **deutscher Schulen** vor. Es fanden statt in: Reval (Estland) die Wiedereröffnung der Ritter- und Domschule; Jellin (Livland) Eröffnung eines Progymnasiums (in der Aula des ehemaligen Landesgymnasiums); Birkenruh (Livland) die Eröffnung des Landesgymnasiums; Goldingen (Kurland)—Eröffnung des Kurländischen Landesgymnasiums; Talsen (Kurland)—die Eröffnung des Unterrichts in der dreiklassigen Töchterchule des Frä. Helene Krause, die aus einer solchen mit russischer Sprache in eine Schule für Knaben und Mädchen mit deutscher Unterrichtssprache umgewandelt worden ist.—Das lang-ersehnte Ziel ist somit erreicht worden. Deutsche Kinder erhalten überall wieder deutsche Bildung und Erziehung.

Ausland.

(Fortsetzung aus № 11).

Deutschland. Nachdem die Fälle „v. Tippelskirch und Co.“ und „Fischer“ soweit in Fluß gekommen waren, daß eine Vertuschung unmöglich geworden war, unternahm der Abgeordnete Erzberger einen neuen Vorstoß gegen die Mißstände in der Kolonialabteilung. Wie er nachwies, hat die Firma Wörmann in Hamburg, Besitzerin der von dort nach Afrika fahrenden Wörmann-Linie, durch die Uebertragung eines Fracht- und Landungsmonopols für alle Regierungsendungen nach Westafrika allein an Uebergewinnen Millionen auf Kosten der deutschen Steuerzahler verdient. Die Kolonialabteilung hat den mit der Wörmann-Linie abgeschlossenen Vertrag dem Reichstage wohlweislich nie vorgelegt, da sie sicher damit rechnen mußte, daß die Volksvertretung ihre Sanktion zum Abschluß desselben verweigert haben würde. Die der Firma Wörmann aus dem Reichsfäckel in die Tasche geschobenen Summen sind aus folgenden Angaben zu ersehen: Die Wörmann-Linie berechnet für die Beförderung von Lebensmitteln von Hamburg nach Swakopmund bei einer Reisedauer



von 25 Tagen pro Kubikmeter 43 Mark, der Norddeutsche Lloyd dagegen für die 50 Tage in Anspruch nehmende Reise von Hamburg nach Tsingtau nur 37,50 Mark Frachtkosten. Obwohl also die Fahrtdauer noch einmal so lang ist, befördert der Lloyd bedeutend billiger als die Wörmann-Linie. Außerdem gibt der Lloyd der Regierung noch einen Rabatt von 20 Prozent. Die Beförderung einer mittelgroßen Kiste Konserven von Hamburg nach Swakopmund kostet beispielsweise 5,30 Mark Fracht; von Hamburg nach Tsingtau kostet dieselbe Kiste bei der doppelt großen Entfernung an Fracht nur 4,40 Mark und der Regierung unter Abrechnung des Rabatts sogar nur noch 3,70 Mark. Das macht einen Unterschied von 40 Prozent bei der halben Leistung! Rechnet man das pro Jahr zusammen, so kommt man zu ganz ungeheuren Summen. Die Regierung läßt jährlich zirka 250,000 Kubikmeter nach Swakopmund befördern. Daran hat die Wörmann-Linie allein einen Uebergewinn von 3 Millionen Mark; denn es ist doch wohl anzunehmen, daß der Norddeutsche Lloyd die Güter von Hamburg nach Tsingtau nicht ohne Verdienst befördert, sondern noch ein gutes Geschäft dabei macht. Dabei bleibt zu berücksichtigen, daß der Lloyd trotz seines bedeutend niedrigeren Frachtsatzes noch die erheblichen Gebühren für die Passierung des Suezkanals zu bestreiten hat. Um das Bild der gradezu unerhörten Durchstechereien vollständig zu machen, kommt noch hinzu, daß der Firma v. Tippelskirch u. Co. in der Potsdamerstraße die Berliner Agentur der Wörmann-Linie und der Ostafrika-Linie übertragen ist. Die letztgenannte Linie, auf der zurzeit die Reichstagsabgeordneten gratis spazieren fahren, besteht aus fast genau denselben Gesellschaften, wie die Wörmann-Linie und erhält vom Reiche eine jährliche Subvention von 1'315 000 Mark. Hiernach sollte man es für selbstverständlich halten, daß die Linie die Güter der Regierung möglichst billig und jedenfalls nicht teurer als für Private befördert. Tatsächlich ist im Reichstage unbestritten zur Sprache gebracht worden, daß die Fracht nach der Stadt Beira in Portugiesisch-Ostafrika, welche etwa 600 Seemeilen weiter liegt, als die deutsch-ostafrikanischen Plätze, von der Ostafrika-Linie billiger berechnet wird als nach unserer deutschen Kolonie Ostafrika. Uebrigens hat die Wörmann-Linie auch aus der notwendigen Heimkehr ihrer Dampfer den größtmöglichen Vorteil zu ziehen verstanden, indem sie für den Transport von Gütern ab Swakopmund nach Hamburg 50 Mark pro Kubikmeter, also 7 Mark mehr als für den Hintransport sich bezahlen läßt. Bezeichnend für die Uebervorteilung der Regierung durch die Wörmann-Linie ist die Tatsache, daß sie für den Transport von Regierungsgütern für die kurze Strecke von Kapstadt nach Lüderitzbucht höhere Kosten berechnet hat, als die Fracht von Hamburg nach Brasilien beträgt. Eine englische Dampfergesellschaft hatte sich erboten, dafür weniger als die Hälfte zu berechnen. Dieses der Kolonialabteilung — dem Prinzen Hohenlohe und dem Finanzreferenten Dr. Seitz — unterbreitete vorteilhafte Angebot, durch das Millionen erspart werden könnten, hat seitens der zuständigen Behörde keine Berücksichtigung erfahren. Ebenso hat eine ganze Anzahl Hamburger Kehder sich zum Transport von Regierungsgütern u. gegen niedrigere Frachtsätze erboten. Von diesen Offerten hat die Kolonialabteilung bisher keinen Gebrauch gemacht. Es wird im Herbst Aufgabe des Reichstages sein, einen Wandel in der merkwürdigen Auffassung dieser Verwaltung herbeizuführen. Die bisher mitgeteilten Tatsachen betreffen die

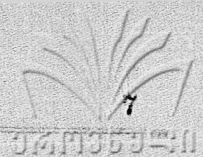
Mißstände der Kolonialverwaltung in Deutschland, daß aber auch in den Kolonien selbst traurige Verhältnisse, und zwar hauptsächlich in den obersten Verwaltungsstellen herrschten, dafür können mehr als genug Angaben aufgeführt werden. Wollten wir unsern Lesern die Einzelfälle ausführlich beschreiben, so müßten wir über den uns zur Verfügung gestellten Raum weit hinausgehen. Wir wollen daher nur einige charakteristische Fälle aus der großen Masse auswählen. Daß der Kameruner Gouverneur v. **Puttkamer** nicht bloß wegen der Koufinengeschichte sich seines Postens unwürdig gemacht hat, sondern auch sonst noch viele Mißstände in der Kolonie einreißen ließ, geht aus der Zuschrift eines früheren Afrikaners an die „Berl. Morgenztg.“ hervor. Wir entnehmen ihr folgende Mitteilungen: „Die sprichwörtlich gewordene Trinksucht findet man ebenfalls nicht nur bei Puttkamer, sondern auch bei fast allen anderen Beamten der Kolonie. In der Hauptsache wird Sekt getrunken, und zwar in solchen Mengen, wie man es kaum glauben sollte. Die Folgen dieser Trinkereien sind Zank und Streit, Schlägereien, Mißhandlungen an Boys usw., von anderen Ausschreitungen ganz abgesehen. Ich hatte in der ersten Zeit meiner Tätigkeit viele Unannehmlichkeiten, weil ich mich an den unsinnigen Trinkereien nicht beteiligte, und ich habe es nur meiner Ausdauer zu verdanken, daß ich nicht gleich wieder die Heimfahrt antrat.“ Bei solchen Zuständen ist es kein Wunder, wenn unsere Kolonien nicht auf einen grünen Zweig kommen. Recht traurige Verhältnisse scheinen auch in der Kolonie Togo geherrscht zu haben. Hier ein Fall, der sie grell, — beleuchtet. Gegen den früheren Gouverneur dieser Kolonie ist nunmehr, nachdem er vom Obergericht in Kamerun zu 900 Mark Geldstrafe verurteilt worden war, auch noch ein Disziplinarverfahren eingeleitet worden. Die Vorgeschichte dieses Falles ist folgende. Der schwarze Diener Zedu des Materialien-Verwalter Pögsch hatte angeblich aus einer Kiste in dessen Schlafzimmer Gouvernementsgelder gestohlen. Seine Angaben über den Verbleib des Geldes erwiesen sich als falsch. Schließlich diktierte der damalige Bezirksleiter von Sokode-Bassari, Hauptmann v. Döring, dem Zedu neben einer Gefängnisstrafe 25 Peitschenhiebe zu. Bei der Exekution war Gouverneur Horn anwesend. Nach jedem Hiebe, den ein Soldat mit voller Wucht auf den Körper des Zedu herabhaufen ließ, fragte Horn den Delinquenten, ob er jetzt gestehen wolle. Der Gouverneur machte sich also einer Handlung schuldig, die als Erpressung eines Geständnisses durch § 343 des Strafgesetzbuches mit Zuchthaus bis zu fünf Jahren bedroht wird. Durch Verordnung des früheren Reichskanzlers, Fürsten Hohenlohe ist übrigens die Anwendung von Zwangsmitteln zur Erzielung von Geständnissen auch Eingeborenen gegenüber ausdrücklich verboten worden. Da die Folterung des Zedu nichts fruchtete, ließ Horn den Unglücklichen an den im Stationshose auf einem erhöhten Platz errichteten Flaggenmast binden. Die Hitze war an jenem Tage so gräßlich, daß ein zum Expeditionspersonal Horns gehöriger Dolmetscher, der kurze Zeit neben Zedus Marterpfahl gestanden hatte, ohnmächtig zu Boden fiel. Zedu blieb nun an dem Flaggenmast hängen, und Horn kam von Zeit zu Zeit herbei, um den nach Wasser wimmernden Menschen zu fragen, ob er endlich gestehen wolle. Dabei ahmte er höhnisch das Winseln des Gefolterten nach. Zedu blieb den ganzen Tag und die ganze Nacht an dem Marterpfahl, unablässig nach Wasser wimmernd. Aber Horn hatte

einen schwarzen Soldaten in Zedus Nähe postiert, der den Auftrag hatte zu hindern, daß dem Unseligen ein Labetrunk gereicht werde. Am nächsten Morgen reiste Horn ab, ohne sich um das Schicksal des immer noch am Flaggenmast Hängenden zu kümmern. Er begab sich nach dem Nachbarbezirk Mangu-Zendi, und Hauptmann v. Döring gab ihm eine Strecke Weges das Geleite. Als er zurückkehrte, war Zedu seinen Qualen erlegen. Es wurde alsbald ein Eilbote an den Oberleutnant Wellihn, den Leiter des Bezirks Mangu-Zendi, geschickt, in welchem er ersucht wurde, dem Gouverneur den Tod Zedus zu melden. Als Horn hörte, was er angerichtet hatte, war er zunächst gänzlich bestürzt, dann äußerte er zu Plöbisch: „Mein Gott, das ist ja noch schlimmer als die Taten Leists und Wehlans; man wird ja nun zu Hause sagen, der Zedu sei am Marterpfahl gestorben.“ Horn zog nun wie von Furien verfolgt weiter. Inzwischen wurde der Gouverneur durch dringende Botschaften der katholischen Mission nach Atakpame zurückberufen infolge einer Anzeige, die der Missionspriester Pater Schmitz wegen Sittlichkeitsverbrechens gegen den Stationsleiter Sev. A. Schmidt erstattet hatte. In Atakpame wurde nun dem Geo. A. Schmidt der Prozeß gemacht. Horn wohnte der Hauptverhandlung bei und warf aus dem Zuhörerraum, als Schmidt eine Aussage machte, das Wort „Unwahr“ in die Debatte. Alsbald stürzte sich Schmidt in heller Wut auf ihn, und nur durch das Eingreifen des Vorsitzenden, Gerichtsassessors Tiez, wurde eine solenne Keilerei zwischen den beiden Herren verhindert. Schmidt wurde freigesprochen. Nachher ließ er den Gouverneur Horn durch den Hauptmann v. Döring, der wie alle weißen Beamten einen wütenden Haß auf den Gouverneur hatte, fordern, und als die Forderung abgelehnt wurde, verlangten diese Musterbilder europäischer Zivilisation von ihrem höchsten Vorgesetzten, daß er sofort die Station und das Schutzgebiet verlasse, widrigenfalls man ihn wegen der Affäre mit Zedu der Staatsanwaltschaft übergeben werde. Inzwischen waren aber bereits Anzeigen gegen Horn erstattet worden, und von dem Gericht in Vome wurde nach Beendigung der Voruntersuchung ein Termin zur Hauptverhandlung gegen Horn angesetzt. Horn reiste infolgedessen von Europa nach Vome zurück, um sich dort vor Gericht zu verantworten. Als Leiter der Hauptverhandlung fungierte ein Gerichtsassessor, und als Staatsanwalt trat der—Gerichtsaktuar Mohr aus Berlin auf. Der Herr Aktuar beantragte ein halbes Jahr Gefängnis gegen den Herrn Gouverneur. Dieser wurde jedoch „wegen Mangels an Beweisen“ freigesprochen. Horn aber strebte eine glatte Freisprechung wegen erwiesener Schuldlosigkeit an und legte Berufung beim Kameruner Obergericht ein. Der Aktuar als Staatsanwalt tat desgleichen, und das Ende vom Lied war, daß Horn in Kamerun wegen fahrlässiger Tötung zu 900 Mark Geldstrafe verurteilt wurde. Neuhundert Mark Geldstrafe für einen Mord!

(Schluß folgt.)

Wir knüpften seinerzeit an die Mitteilung der Enzyklika des Papstes Pius X., betreffend das französische Trennungsgesetz der Kirche vom Staate die Bemerkung, daß die starr ablehnende Haltung des katholischen Kirchenoberhauptes die Katholiken Frankreichs in eine schwierige Lage versetzen und eine Mißstimmung unter ihnen hervorrufen könnte. Diese Folge scheint

bereits eingetreten zu sein. Im „Temps“ wird ein offener Brief französischer Katholiken an den Papst veröffentlicht, dem wir folgende charakteristische Stellen entnehmen: „Es wäre kindisch und sogar sündhaft, Ihnen, sehr Heiliger Vater, den durch Ihre letzte Enzyklika an den französischen Episkopat hervorgerufenen Eindruck verheimlichen zu wollen. In den aufgeklärten Kreisen, das heißt unter all den Professoren, Ärzten, Advokaten, Ingenieuren, Industriellen und Handeltreibenden, die mit dem Katholizismus nicht nur durch ihre Taufe, sondern auch durch sehr positive religiöse Akte verknüpft sind, die sie ohne Zögern bei den hauptsächlichsten Stappen ihres Lebens erfüllen; unter dieser französischen Bourgeoisie, die hochgebildet und überlegend ist, die auch prüft und denkt, deren Meinung stets den Rest der Nation schließlich mit sich fortreißt, ist die Ueberraschung ungeheuer, die Enttäuschung tief und traurig gewesen. In den Familien, in welchen der Katholizismus die größte Lebenskraft zeigt, wie auch in denen, die etwas lauer im Glauben sind, hat eine patriotische und religiöse Angst alle Herzen zusammengeschnürt. Man fragte sich, ob eine solche Entschließung, die aus Prinzipien ihre Eingebung zu schöpfen scheint, an die wir nicht mehr gewöhnt sind, nicht das Land in einen wahren Bürgerkrieg stürzen würde, einen jener Kriege, welche die Alten unfehlbare nannten“. Die Brieffschreiber machen weiterhin darauf aufmerksam, daß der Brief des Papstes, „wenn er alle guten Bürger mit Trauer erfüllt hat, dagegen die Anstifter von Gewalttätigkeiten, Haß und Zwietracht, die seit 35 Jahren eine unversöhnliche und systematische Opposition der Regierung der Republik gegenüber betreiben und alle äußeren und inneren Ereignisse, die diesem verhassten Regime Verlegenheiten bereiten könnten, als einen Triumph für ihre Sache betrachten, hochzufreut hat. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur die Liste der Pariser und der Provinzialzeitungen aufzustellen und die unzähligen Artikel zu sammeln, die der Enzyklika gewidmet sind; da erkennt man, daß nur die applaudiert haben, welche offene Anhänger des Nohalismus, Imperialismus und Antisemitismus sind.“ Die Verfasser verurteilen zwar in Übereinstimmung mit dem Papst das Trennungsgesetz, aber sie erkennen an, daß es doch wirkliche Vorteile bietet und legen dann dar, daß alle diese Vorteile verloren sein werden, wenn es bei der Verwerfung bleibe. Ja, noch mehr: die 50 000 Kathedralen, Kirchen und Kapellen werden Eigentum des Staates oder der Gemeinden, die Bischöfe werden aus ihren Palästen, die Geistlichen werden aus ihren Pfarrhäusern vertrieben und werden anderswo Unterkunft für sich und ihre Familien suchen müssen, die Pensionen werden unterdrückt, die Unterhaltung des Klerus fällt ganz den Gläubigen zur Last, und es fragt sich sehr, ob diese in der Lage sind, die vierzig Millionen für die Geistlichkeit und zwanzig weitere Millionen für den Klerus alljährlich aufzubringen! Dazu werden die großen und kleinen Seminarien geschlossen, die Rekrutierung des Klerus wird erschwert, und viele Gemeinden werden keine Seelsorger mehr bekommen. Nur wenige Jahre eines solchen Zustandes, und es wäre ein wahres Wunder, wenn der Katholizismus nicht den größten Teil der Gläubigen verloren hätte, die ihm noch geblieben sind. Das Schriftstück zeigt dann, daß es vergeblich wäre, auf eine Aenderung des Gesetzes zu hoffen; jetzt nach der letzten Enzyklika schon gar nicht mehr. Auch die Gemäßigten hätten bereits erklärt, daß dem Gesetze gehorcht werden müsse; die fortgeschrittenen Parteien aber,



so mächtig seien, freuten sich bereits, die antiklerikale Politik, die so leicht und die allpopulärste sei, noch jahrelang fortsetzen zu können. Das ist die Sprache intelligenter katholischer Ehrenmänner, die sich ihrer Bürgerpflicht ihrem Vaterlande gegenüber bewußt sind.

Zur Lage in **Persien** wird dem englischen Blatte: „Daily Mail“ aus Teheran gebracht: Die Lage in Persien wird sehr schnell kritisch und bietet Deutschland eine gute Gelegenheit, da Rußland gelähmt ist, zuzugreifen. Die gesamte Staatsorganisation Persiens bricht zusammen. Die Provinzen befinden sich im Zustande der Anarchie, der Staatsschatz ist leer, alle vorhandenen Sicherheiten sind hypothekarisiert, die Armee ist seit Monaten ohne Sold und meutert ganz offen. Aufstände gegen die Regierung ereignen sich täglich und breiten sich schnell aus. Die einzige zuverlässige Truppe in Teheran ist die nach russischer Art gebildete Kosakenbrigade, und diese ist auf ungefähr 500 Mann zusammengeschrumpft, die auch schon anfangen, ungebärdig zu werden. Die britische Gesandtschaft ist voller Flüchtlinge, etwa 700 an der Zahl. Die Ursache der Störungen ist zum Teil der Wunsch des Mullahs, das Beispiel der russischen Revolutionäre nachzunahmen, zum Teil die Anfachung der panislamitischen Bewegung und das Verlangen, sich dem Sultan als Oberhaupt des Islams zu unterwerfen. Der Schah wird von jedermann ignoriert; er verliert mit seiner Gesundheit auch die Herrschaft über seine Untertanen. Auf der Westgrenze bleiben türkische Truppen im Besitz des fortgenommenen Landes trotz des Protestes des Schahs. Deutschland, behauptet die Meldung, gebe sich alle erdenkliche Mühe, in Persien Fuß zu fassen. Die Hamburg-Amerika-Linie laufe den Persischen Golf allmonatlich an, in Teheran werde ein prachtvolles deutsches Gesandtschaftspalais gebaut, und eine deutsche Hochschule und ein Hospital seien begründet. Hierfür habe Deutschland Persien ein Darlehen gegeben als Entgelt für Konzessionen, die in Verbindung mit jenen Gebäuden verliehen würden. Eine ausländische Kontrolle in Persien stehe bevor, und die Sicherheit Indiens sei bedroht. Die Geschichte von Kiautschou werde sich vielleicht in den nächsten Monaten am Persischen Meeresbusen wiederholen.—Dem „Standard“ wird berichtet, nach zuverlässiger Mitteilung stöße die Gesundheit des Schahs schwere Besorgnisse ein. Nach einem Privatbrief eines vornehmen Persers, der den Schah kürzlich längere Zeit gesehen hat, macht der Monarch tatsächlich einen ganz gebrochenen Eindruck und ist körperlich sehr elend. An der Richtigkeit dieser Nachrichten braucht man im großen ganzen nicht zu zweifeln, obgleich die Angst vor dem als Retter in der Not erscheinenden Deutschland zweifelsohne der britischen Regierung die Veranlassung bieten soll, rasch zuzugreifen und den sterbenden persischen Staat abzuwürgen.

Nachrichten aus dem Kaukasus.

◆ **Offiziell.** In der Sitzung des Ministerrats vom 29. August wurden von den laufenden Angelegenheiten folgende beraten: 1.) Die Eingabe des Ministers des Innern darüber, daß die Post- und Telegraphenverwaltungen der Kompetenz des Statthalters im Kaukasus entzogen werden sollen. Durch den Erlaß über die Einsetzung einer Statthalterschaft war das Recht

der Ernennung und Entlassung aller örtlichen Beamten verschleudert worden. Der Ministerrat erkannte es für zweckmäßig an, sie nunmehr der direkten Leitung des Ministers des Innern und des HauptverwaltungsweSENS des Post- und Telegraphenressorts als auch insbesondere seiner persönlichen Leitung zu unterstellen und beschloß deshalb, nach dem Beispiel der schon gemachten Ausnahme für die Beamten des Gerichtsressorts, einen Allerhöchsten Erlaß über die Ausdehnung einer ebensolchen Maßregel für die Beamten des Post- und Telegraphenressorts zu erbitten.

◆ Als Ehrentutor aller mohammedanischen Schulen des kaukasischen Lehrbezirks ist der Kreisinspektor Herr Lopatinski ernannt worden.

◆ Aus Schularveri wird mitgeteilt, daß die dortige Dorfgemeinde beschlossen hat, den Chef der Transkaukasischen Eisenbahnen um baldige Eröffnung einer Station mit Gütererpedition an Stelle der Plattform Aschaga-Sjaral zu bitten, für welche die Wasserleitung und die Gebäude bereits fertig gestellt sind.

◆ Auf Verfügung des Statthalters im Kaukasus ist das Institut der Feldgerichte auf das ganze ihm unterstellte Gebiet ausgedehnt worden.—Der Kriegszustand ist auch über die Kreise Gori, Achalzik, Duschet und Achalkalaki verhängt worden. Zum General-Gouverneur ist General Timofejew ernannt worden.

◆ In der vorletzten № der „Kauk. Post“ wurde die Mitteilung gebracht, daß die Einwohner von Nachalowka Besitz von einem Grundstück der Alexandersdörfer ergriffen hätten. Auf die Klage der Kolonisten sandte der Kreisschef einen Polizeioffizier dahin, dem es ohne Schwierigkeiten gelang die Eindringlinge zu entfernen. Von ihren verhältnismäßig kleinen Weingärten dürfen die Kolonisten einen ergiebigen Ertrag erwarten, doch natürlich nur diejenigen, die fleißig geschwefelt und gespritzt haben. Einige Gärten, die nicht geschwefelt worden sind, sehen jammervoll aus.

◆ Der Telegraph brachte am 2. Sep. die Nachricht, daß in Bern (Schweiz) 3 Personen arretiert worden seien, deren Auslieferung die russische Regierung verlangt, indem sie angibt, daß jene des in Duschet am 30 März d. J. in der Staatsrentei verübten Diebstahls von 31500 Rbl. beschuldigt werden. Da es sich um Abelige handelt, so dürfte die Gerichtsverhandlung, die voraussichtlich in nächster Zeit stattfinden wird, eine gewisse Sensation hervorrufen.

◆ **Wladin, Terek-Gebiet.** Die deutschen Kolonisten in der Umgegend haben sehr schwer zu leiden unter dem Terror der umliegenden tatarischen Dörfer. Raub und Diebstahl stehen auf der Tagesordnung. Am 6. August, nachmittags kamen zu unserm Pferdehirten 2 Mann, die ihn aufforderten, sich auf den Boden zu legen und still zu sein, was er unter Todesandrohung auch pünktlich tun mußte. Alsdann erschienen nach einander noch 13 Mann. Die besten zwölf Pferde wurden aus der Herde herausgetrieben. Auf ein gegebenes Zeichen feuerten sämtliche 15 Mann ihre Flinten ab, alle Pferde liefen zusammen und sie trieben sie fort. Der Hirte eilte nach Hause und machte Lärm. Da im Dorfe nur ein paar Pferde waren, konnten auch nur einige Wirte die Böfewichte verfolgen. In dem etwa zwanzig Werst von Wladin entlegenen Tatarendorfe wurden die Räuber eingeholt. Die Bauern baten um Hilfe, aber niemand nahm sich ihrer an. Die Räuber setzten ihre Flucht fort, nur noch von einem verfolgt, der aber bald in das Tatarendorf zurückkehrte.

Dieser erhob Klage, daß man ihm zwecks Festnahme der Räuber keine Hilfe geleistet habe. Darauf prügelten sie ihn durch und nahmen ihm sein Gewehr ab, das er bei sich hatte. Eine Untersuchung ist eingeleitet. („Deutsches Leben“)

◆ Dem „Tifl. List.“ wird aus Kutais mitgeteilt, daß dort in der Nähe der Eisenbahnstation die Spelunke einer Räuberbande entdeckt worden sei, die sich mit dem Raube aus Güterwagen beschäftigte. Eine wichtige Rolle spielten dabei Stationsbedienstene. In der Spelunke wurden viel Manufakturwaren vorgefunden. Vorläufig sind 9 Mann verhaftet worden.

◆ Automobilverkehr. Der Statthalter erteilte dem Fürsten Erifow die Erlaubnis einen Automobilverkehr zwischen Kutais und Sugdidi einzurichten.

◆ **Watu.** Den Streik der Arbeiter auf den Naphlawerken darf man als beendet betrachten.

◆ **Besteigung des Kasbek.** Eine Gesellschaft von Bergsteigern bestehend aus dem Ingenieur Jordanski, dem Mitgliede der geogr. Ges. Herrn Dubjanski, dem Stud. Puschkow erreichte am 11. August die höchste Spitze des Kasbek. Die Eskorte der Herren bildeten ein Kosak aus Pjatigorst, ein Führer und zwei Träger, welche einen großen photographischen Apparat hinauftrugen. Die Witterungsverhältnisse waren die möglichst günstigsten, die Luft klar, die Temperatur im Schatten 0.6 °C. Sie richteten auf der nach der Station Kasbek zugekehrten Seite eine Fahne auf: Um 10 Uhr 40 Min. befanden sie sich wieder unten in der Nähe menschlicher Wohnstätten.

Aus den Kolonien.

Katharinenfeld. Am 14. August feierte die Kolonie Katharinenfeld das 80-ste j. g. „Zerstörungsfest“. Es klingt sonderbar, die Begriffe Zerstörung und Fest miteinander verbunden zu finden, aber die Erklärung dafür beruht wohl auf dem Umstande, daß ursprünglich der Gedenktag der Zerstörung Katharinenfelds „Zerstörungstag“ hieß, daß aber später, nachdem die erschütternden Eindrücke jenes Tages mit der Zeit abgeschwächt und dem Gedächtnisse teilweise entschwunden waren, aus dem „Zerstörungstag“ das „Zerstörungsfest“ wurde. Daß Katharinenfeld wirkliche Schreckenstage erlebte, geht aus der kurzgefaßten Chronik jenes Tages hervor, welche während des Gottesdienstes an dem erwähnten Gedenktage von der Kanzel abgelesen wurde und nicht ohne tiefen Eindruck auf die Zuhörer blieb. Unsere Leser werden die Schilderung dieses Ereignisses in einer der nächsten Nummern und zwar in der „Geschichte der deutschen Kolonien“ finden. Es waren auch wirklich Schreckenstage, welche Katharinenfeld im Jahre 1826 erleben mußte. Heutzutage nach 80 Jahren gedenkt man ihrer außer in der an diesem Tage stattfindenden kirchlichen Andacht, nur noch in Festlichkeiten. Im vorigen Jahre wurde der Vorschlag gemacht, die Feier dieses Tages überhaupt fallen zu lassen; jedoch wollen sich die

Katharinenfelder die Gelegenheit zu einigen vergnügten Stunden nicht nehmen lassen. Ja, in diesem Jahre wurde sogar partienweise 3 Tage lang gefeiert. Am feierlichsten ging es wohl am 15. Aug. zu, an welchem Tage ein gemeinschaftlicher Ausflug auf mehr als 20 Wagen nach dem nahegelegenen, romantischen „Tschadogh“ unternommen wurde. Die Festlichkeiten begannen mit einem Frühstück, bestehend aus dem unvermeidlichen Schyschlik (Spießbraten) und kaltem Zubiß. Nach dem Frühstück machten sich die Wanderlustigen auf, um die Naturschönheiten der Umgebung, besonders den herrlichen Wald mit seinen Bächen zu besichtigen. Der andere Teil lagerte sich um die inhaltsvollen Fätschen und Schläuche und trank bei teils ernster, teils lustiger Unterhaltung „immer noch“ eins. Zum Mittag kam wieder Schyschlik und gekochte Hühnchen oder „Göckela“. Die Tafelmusik machte ein eigenes gut eingeübtes Blasorchester und, da die Bläser nicht versäumten die eingetrockneten Kehlen öfters zu benetzen, auch freiwillige Spenden der Anwesenden nicht fehlten, so ging ihnen der Puster nicht aus und sie spielten immer wieder neue Weisen. Schließlich erregten die lustigen Klänge der Musik die Gemüter der Anwesenden derart, daß sie Lust bekamen die Beine zu schwingen. Es ging zum Tanz, an welchem sich groß und klein beteiligte. Den größten Eifer zeigten jüngere Söhne des Mars — sie waren unermüdblich. Es soll hier hervorgehoben werden, daß die Deutschen auch die „Lesginka“ (Kaukas. Nationaltanz) nicht verschmähen. So vergnügte man sich, bis die Sonne sich neigte. Auf dem Rückwege machten einige Wagen eine Visite in dem am Wege liegenden, armenischen Dorfe Chatschen, wo die Gäste mit einem Glase guten Weines empfangen wurden. Es ist daraus zu ersehen, daß die Deutschen auch mit den Einheimischen gute Freundschaft pflegen. Zu Hause angekommen, veranstalteten die Unerfättlichen noch eine Nachfeier in einem Privathause. Unter einem mächtigen Nußbaume kam es zu wiederholten Lustbarkeiten. Die Musikanten versagten immer noch nicht und veranlaßten die Anwesenden zum nächtlichen Reigen. Reizend war hier das Trio von 3 jungen Mädchen, die in anmutigster Weise einige schlichte Volkslieder vortrugen. Das Beisein und Mitwirken des weiblichen Geschlechts bei feierlichen Gelagen kann sicher als ein Fortschritt im geselligen Leben der Katharinenfelder bezeichnet werden. Es waren noch andere Frauen zugegen; doch hielten sich diese leider viel zu abseits von den „Pascha's“; sie nahmen an der Unterhaltung und Belustigung wenig Teil — eine „orientalische Sitte“, die abgetan werden sollte, zumal der Einfluß des weiblichen Elements auf das gesellige Leben nur günstig wirken kann. Erst zu später Stunde trennte man sich, um müde an Leib und Seele in die Arme

Morpheus zu sinken.

So und auf ähnliche Art vergnügen sich die Katharinenfelder, wenn sich Gelegenheit und Veranlassung dazu findet. Sie leben aber nicht alle Tage so — sie vergessen auch ihre Pflichten nicht. Den besten Beweis dafür liefert uns der, man kann wohl sagen, blühende Zustand der Kolonie und, da sie in der Lage ist stets neue, ertragsfähige, benachbarte Ländereien anzukaufen, so steht ihrer weiteren Entwicklung nichts im Wege. Leider soll sich neben der großen Unternehmungslust besonders in der letzten Zeit ein bedeutender Mangel an Geld fühlbar gemacht haben, so daß Wucherzinsen keine Seltenheit sind. Man trägt sich hier schon längere Zeit mit der Absicht eine gemeinschaftliche Kellerei für ungefähr 100 000 Eimer Wein zu gründen; jedoch fehlen die dazu nötigen 50—60 000 Rbl. Das Dorf, welches über 2 000 Einwohner zählt, mit seinen soliden geräumigen, nicht selten zweistöckigen Häusern, seinen meist gepflasterten Straßen macht den vorteilhaftesten Eindruck — eher den einer kleinen Stadt. Ein Teil der Landstraße, die durch Katharinenfeld führt, wo Tataren, Armenier und Juden ihre Buden aufgeschlagen haben, erinnert schon stark an einen orientalischen Basar. Augenblicklich ist man um die Erweiterung der Wasserleitung, die das Trinkwasser mittels eiserner Röhren mehreren Stellen der Kolonie zuführen soll, besorgt. In solchen Angelegenheiten ist die Person des Vorstehers des Dorfes von Wichtigkeit und zu dem jetzigen Schulzen, J. Allmendinger, kann man den Katharinenfeldern gratulieren, denn dieser läßt wohl an Intelligenz, Energie und gutem Willen wenig zu wünschen übrig. Daß er das Vertrauen der Kolonie besitzt, beweist auch der Umstand, daß er zum Schulzen gewählt wurde, ohne zuvor erst Beisitzer gewesen zu sein.

Es gibt in Katharinenfeld viele Wohlhabende, um nicht zu sagen Reiche; viele sind auf dem besten Wege solche zu werden; aber auch solche — gibt es die kaum das allernotwendigste besitzen. Leider macht sich, besonders bei den Begüterten in dem Streben nach Wohlstand eine gewisse Hast und Unruhe, ein übertriebener Wettstreit bemerkbar, die das soziale Gleichgewicht zu stören drohen; der Sinn für das Gemeinwesen scheint schwinden zu wollen. Es ist dies am besten daraus zu erkennen, daß gemeinnützige Unternehmungen, wie Genossenschaftskellerei und Konsumverein infolge, von Sonderinteressen nicht recht Fuß fassen wollen. Man sollte doch aber in dem Dorfe nicht vergessen, daß auf diese Weise das beste und teuerste, die größte Wohltat, die eine in sich geschlossene Dorfgemeinde bietet, verschert wird. Es ist bekannt, daß tatkräftige, unternehmungslustige Menschen gern eigene Wege gehen und nach Selbstständigkeit streben und dies wird wohl der Grund sein, weshalb solche meist in den

Reihen der Gegner des Kommunalwesens zu finden sind. Sie befürchten in der Entwicklung des Gemeinwesens in ihrem Handeln beschränkt und in ihren Privatinteressen gefährdet zu werden. Diese Befürchtungen beruhen aber nur auf einer falschen Vorstellung des Zweckes der Genossenschaften; denn letztere verfolgen hauptsächlich das Ziel, mit vereinten Kräften wirtschaftliche Erfolge zu erreichen, welche der Einzelne nicht zu erringen vermag. Die Privatinitiative wird hierbei nur in gewissen Beziehungen eingeschränkt. Dafür bietet aber die Genossenschaft dem Einzelnen Vorteile, die nicht zu unterschätzen sind. Er findet in ihr zu jeder Zeit einen Rückhalt und kann ihn auch unter Umständen vor größeren Verlusten bewahren.

Was speziell die Gegner des Konsumvereins anbelangt, so kann man annehmen, daß es hauptsächlich die Besitzer von Verkaufsläden sind, deren Befürchtungen, daß mit dem Entstehen eines Konsumvereins ihre Privatgeschäfte bedroht erscheinen, ja mit der Zeit sogar eingehen könnten, wohl berechtigt sind. Doch hier wird ihnen kaum zu helfen sein. Es wäre deshalb auch ganz vergeblich, wenn sie es auf einen Kampf ankommen lassen wollten, der nur ihnen selbst und dem entstehenden Konsumvereine schaden würde. Siegen wird schließlich doch der Konsumverein, denn die Vorteile eines solchen liegen zu klar auf der Hand; er ist nicht nur ein gemeinnütziges, sondern einfach ein notwendiges Unternehmen. Wenn schon in Städten sich Gruppen bilden, um Konsumvereine zu gründen, und diese überall, wo sie bestehen und einigermaßen gut verwaltet werden, nur günstige Resultate aufzuweisen haben, wie sollte da eine abgeschlossene Dorfgemeinde, die sich ganz besonders dazu eignet, die Vorteile eines solchen unausgenützt lassen. Sicher ist außerdem, daß die Ladenbesitzer Katharinenfelds für den Verlust ihres Erwerbs als Angestellte im Konsumverein eine entsprechende Entschädigung finden und dabei gewiß nicht zu kurz kommen werden, oder ohne Schwierigkeit sich ein anderes Arbeitsfeld wählen könnten. Wie schön wäre es aber, wenn die Kaufleute Katharinenfelds selbst bei der Schaffung eines Konsumvereins behilflich sein würden! War es doch in Helenendorf ein Kaufmann, so viel mir bekannt ist, der dort die Initiative zur Gründung eines solchen ergriffen hatte!

Es soll gelegentlich hier darauf hingewiesen werden, daß auf die Entstehung des Konsumvereins nicht nur in Katharinenfeld, sondern auch in anderen Kolonien, wie z. B. Elisabeththal der Umstand hemmend wirkt, daß es an einer geeigneten, kaufmännischen Oberleitung fehlt. In dieser Beziehung könnte Abhilfe geschafft werden, wenn die interessierten Kolonien zwecks Verminderung der Auslagen sich vereinigen würden, um einen gemeinschaftlichen,

geschulten und erfahrenen Kaufmann als Oberleiter anzustellen, dessen Aufgabe es wäre, die äußeren und inneren Angelegenheiten des Vereins zu leiten. Auch müßte er die einzelnen Kolonien jährlich einige Mal besuchen, um Kontrolle über Buchführung und Betrieb zu üben und den Mitgliedern oder deren Vertretern sein Gutachten über das Befundene abzugeben. Bekanntlich sind solche Vereinbarungen in den Kolonien Südrusslands in der Praxis bereits verwirklicht worden. S.

Die deutschen Kolonien in Transkaukasien.

(9. Fortsetzung).

Die 4. und 5. Kolonne, teilweise aber auch die 2. und 3., insgesamt 135 Familien, siedelten sich etwa 100 Werst südöstlich von Tiflis, im Jelisawetpol'schen Kreise des gleichnamigen Gouvernements (damals gehörte dieser Kreis noch zum Gouvernement Tiflis) am Schamchorfluße, zirka 3 Werst von der aus Tiflis nach Jelisawetpol führenden Heerstraße, welche vor Erbauung der transkaukasischen Eisenbahn die einzige Verbindung zwischen den beiden Städten bildete, entfernt, in einer fruchtbaren Ebene, gegenüber von Alt-Munnenfeld, an. Solches geschah im Herbst 1818. Die neue Kolonie wurde zu Ehren der Gemahlin des Königs Wilhelm von Württemberg Katharina, Schwester Kaisers Alexanders I. „Katharinenfeld“ genannt. Der Ort erwies sich aber als sehr ungesund; nach 13 Monaten waren bereits 256 Personen dem Klima erlegen. Unter solchen Umständen schien es durchaus geboten, von dieser Stelle auf eine andere überzusiedeln, da sonst in kurzer Zeit die ganze Kolonie auszusterben drohte. Zwei Abgeordnete wurden mit einer Bittschrift nach Tiflis geschickt, in welcher sie um gesünderes Land für ihre Kolonie baten. Die Regierung gestattete darauf die Verlegung der letzteren an den Muschawerfluß, 60 Werst südwestlich von Tiflis, im heutigen Bortschala'schen Kreise des Gouvernements Tiflis. Zur Erinnerung an dieses schwere Jahr ist auf dem Platze von Alt-Katharinenfeld ein einfaches Kreuz errichtet. Die üppigen Gärten von Georgsfeld, auf das wir später zu sprechen kommen werden, erstrecken sich heute fast bis zu diesem Ort; die Georgsfelder leiden aber wenig unter Fieber, da sie es verstanden haben, die Wasserfrage richtig zu lösen. Ein alter Kolonist aus Katharinenfeld J. Eberle (gest. 1867) hat jene erste Ansiedlung in einem Briefe an seine Verwandten in Württemberg folgendermaßen beschrieben, wie bei Schrenk nachzulesen ist: „Dort angekommen auf einem kahlen Lande, der Winter vor der Tür, kein Obdach, kein Brod, fünf Pferde und dabei keinen Stall und kein Futter! Ach, da wurde das Gottvertrauen geprüft! Als die Kolonie ausgemessen und die Hausplätze verlegt waren, machten wir uns an die Arbeit. Ich und ein anderer junger Mann bauten eine Erdhütte und einen Backofen darin, wo wir den Winter über warm und bequem zu wohnen hatten. Getreide zu Brod konnten wir von den Tataren kaufen; Holz durften wir aus dem nahen Walde haben, so viel wir wollten; aber die armen Pferde mußten den Winter über bei Tag und bei Nacht ohne Hirten auf der Steppe umher ihr Futter suchen. Viele von uns wohnten während

des Winters in Hütten, die aus umgebogenen Rohrstäben gemacht und mit einem Filzteppich bedeckt waren, wo es wegen des Rauches nicht angenehm zu wohnen war. So wurde endlich das Gemeinwesen geordnet und eine große Hütte zur Abhaltung des Gottesdienstes und zu Schulzwecken errichtet. Geistliches und weltliches Regiment war schon im Anfange gewählt und von der hohen Regierung bestätigt worden. Endlich kam der langersehnte Frühling. Aller Orten wurde gesät und gepflanzt, auch Weingärten wurden angelegt. Alles wuchs in herrlicher Pracht und üppiger Fülle heran. Aber kaum hatte der Sommer begonnen, so brachen schon Krankheiten mancher Art herein und bis in den August traf man nirgend und da einen, der noch gehen konnte. Gesund war niemand mehr. Die Sterbefälle wurden immer häufiger, so daß wir wohl einsahen, daß wir an dieser Stelle nicht bleiben konnten.“ — Neu-Katharinenfeld liegt ungefähr 800 Meter über dem Spiegel des Schwarzen Meeres. Die Wahl dieses Ortes nennt Hoffmann eine sehr gute. Fieber komme jetzt nicht häufig vor. Der Weinertrag sei bei Durchschnittsernten hoch. Getreidebau — ohne Bewässerung — und Milchwirtschaft liefern angeblich relativ befriedigende Erträge. Waldungen besitze die Kolonie reichlich, sie habe auch Gelegenheit, sich durch Landzukauf zu vergrößern. Da genügend gutes Wasser vorhanden sei, so habe Katharinenfeld die besten Aussichten auf eine gesicherte Zukunft. Katharinenfeld habe auch bereits eine stärkere Bevölkerung als die bisher größte Kolonie Helenendorf aufzuweisen, jedoch nicht etwa an Kopfszahl der deutschen Bevölkerung. Groß und ansehnlich stehen die zum Teil zweistöckigen, steinernen Wohnhäuser der Kolonisten da, ein stattliches Dorf mit einer großen Kirche, deren vier Turmspitzen weit in die Ferne hin sichtbar sind, bildend und samt den dasselbe einschließenden Weingärten ein be- redtes Zeugnis dafür ablegend, was deutscher Fleiß vermag: die Wildnis ist in einen Lustgarten verwandelt! Denn eine Wildnis war auch diese Stätte, als die Deutschen im November 1819 sich hier niederließen. Doch hören wir, was — nach Schrenk — der obenerwähnte Kolonist über diese neue Ansiedlung schreibt: „Hier angekommen, krank, wieder ohne Obdach, ohne Brod und Futter, und schon wieder Herbst! Zur Anlegung der Kolonie wurde uns ein Stück Land angewiesen, das mit hohem Gras und Dornbüschen ganz überwachsen war. Jeder bezog seinen Hausplatz. Da lagen die Kranken in und unter den Wagen bei Tag und bei Nacht in Kälte, Sturm und Regen. Ihr Lieben, in diese Jammerzzenen versetzt Euch! Nun singen wir an, uns ein Obdach zu verschaffen. Lange Weidenstäbe wurden in die Erde gesteckt, oben zusammengebogen, mit Weiden überlegt und mit dürren Grase bedeckt. In dieser Hütte brachten wir den ersten Winter zu. Viele unserer Leute gingen den Winter über betteln — so lange, bis wir wieder etwas einernnten konnten, denn das Nahrungsgeld wollte bei manchen nicht ausreichen. Es tut mir heute noch wohl, wenn ich daran denke, wie uns damals das Hirsebrod so gut geschmeckt hat. Wir bekamen dann Geld von der Hohen Krone, um Erdhütten zu bauen, in denen wir wohnen konnten, bis jeder sich ein Häuschen aufgebaut hatte. Holz und Steine konnten wir holen, von wo und wie es jedem beliebte. Unsere Pferde, die armen Tiere, hatten abermals ohne Futter unter freiem Himmel den Winter zubringen müssen. Als nun Gras für sie gewachsen war, fingen wir an, unser Feld umzubrechen. Da mußte man aber

so viele vor einen Pflug spannen, bis man 8—10 Stück zusammen hatte. Wir hatten von der Regierung Geld bekommen, um Ochsen zu kaufen, die uns sehr zu gut kamen. So hatten nun die meisten so viel Land umgebrochen, daß sie allerlei Sommerfrüchte aussäen und im Herbst Weizen dreinsäen konnten, wozu wir abermals Geld erhielten. Diese Ausfaat brachte uns reichlichen Segen. Aber auch hier wurden wir in den zwei folgenden Sommern so sehr durch Krankheiten heimgesucht und durch Sterbefälle so gelichtet, daß unsere Gemeinde von 115 Familie auf 95 zusammenschmolz. Und auch von diesen galten zum Teil ein oder zwei Waisen als eine Familie. Dies waren schwere Zeiten in jeder Beziehung! Es gab auch viel zu arbeiten, besonders in der Gemeinde-Frone. Man baute nämlich ein Bethaus, eine Schule und eine Mühle. Auch sonst gab es Gemeindegarbeit genug. Nach dem Ungewitter aber läßt der Herr seine Gnaden-sonne wieder scheinen. Der Herr schenkte uns reichliche Ernten und gab Segen, daß sich unser Viehstand schnell vermehrte. Auch hatten wir schon unsere Weingärten angelegt, wozu namentlich die aus Winterbach trieben, hatten wir doch sonst nur wenig Weingärtner unter uns. Man erblickte anfangs keinen Nutzen im Weinbau. Seither aber hat sich's herausgestellt, daß dieser unsere beste Erwerbsquelle bildet.“—Zur Wasserversorgung bemerken wir, daß hinter dem gegenüber der Kolonie belegenen ziemlich hohen, vereinzelt dastehenden Georgsberge sich ein mächtig hoher Hügelrücken hinzieht, welcher Quellen enthält, die in unterirdischen Röhren in die Kolonie hineingeleitet werden und nebst dem durch das Dorf fließenden Kanal für Menschen und Vieh das erforderliche Quantum Wasser liefern.—Die Kolonie Katharinenfeld sollte in der kommenden Zeit allerdings noch größere Leiden erdulden, als bei ihrer Ansiedlung. Im August 1826 wurde sie durch einen Überfall seitens der Tataren überrascht und vollständig ausgeraubt. Außerdem wurden 31 Personen getötet und 45 in die Sklaverei abgeführt (nach Angaben von Hoffmann). Doch ehe wir zur Schilderung dieser Schreckenstage übergehen, wollen wir zunächst die Gründung der Kolonien Annenfeld und Helenendorf nebst Georgsfeld besprechen, da unter dem Überfall der Tataren gleichzeitig auch diese Kolonie nicht unerheblich zu leiden gehabt haben.

(Fortsetzung folgt).

A. F.

Zur Ausgestaltung der Glaubens- und Gewissensfreiheit in der evangelisch-lutherischen Kirche Rußlands

hat die Estländische Provinzialsynode von 1906 eine Reihe bemerkenswerter Beschlüsse gefaßt, wie folgender Auszug aus dem Protokoll derselben, welcher den Revaler Blättern zur Veröffentlichung zugestellt worden ist, dardut. § 37 Im Bewußtsein der verantwortungsvollen Bedeutung und des Ernstes dessen, was die Estländische Synode im J. 1905 in 5 Punkten zur Ausgestaltung der Glaubens- und Gewissensfreiheit votiert hatte; angesichts der von den Schwester-synoden geübten Kritik an jenem Votum; gegenüber den in Broschüren und Zeitungen zu dieser Frage ausgesprochenen sowohl abweichenden als zustimmenden Urteilen; in Beachtung des mehrfach aus den Gemeinden heraus gehörten, entschieden auf Mißverständnis beruhenden Vorwurfs, als erschütterte die Synode die Pietät gegenüber den heiligen und ehrwürdigen Institutionen der Taufe, der Konfir-

mation und der kirchlichen Trauung; der Tatsache gegenüber, daß alle Estländischen Sprengelsynoden von 1906 auf's Neue die vorliegende Frage in Behandlung genommen und sich zum Teil abweichend gegenüber der Formulierung der Beschlüsse von 1905 ausgesprochen; endlich auf Grundlage der auf die diesjährige Synode gebrachten Arbeiten und Vorschläge—sah sich die Synode veranlaßt, nochmals die ganze Frage eingehendster Besprechung und Beleuchtung zu unterwerfen. Die Synode einigte sich auf folgende Formulierung ihrer Ueberzeugung und Wünsche zugleich ihr Votum von 1905 sowohl präzisierend als erweiternd:

1. Die Synode erklärt ausdrücklich, daß sie die Institution der Konfirmation der Jugend ev.-luth. Bekenntnisses mit voller Ueberzeugung und Entschiedenheit aufrecht erhalten wissen will. Die Synode sieht es aber zugleich als eine Gewissenspflicht der Kirche an, es offen auszusprechen, daß die Bestimmungen unseres Kirchengesetzes, welches die Ausübung bürgerlicher Rechte, namentlich das Recht der Eheschließung, von der vollzogenen Konfirmation abhängig machen (§ 317) und dadurch einen Zwang auf diejenigen ausüben, welche nicht im Glauben der Kirche stehen,—eine unevangelische, die Gewissensfreiheit beeinträchtigende und zur Unwahrheit verleitende Forderung enthalten.

Die Synode lebt der Ueberzeugung und Hoffnung, daß gerade nach Wegschaffung dieser auf den Gemeinden und auf den Pastoren ruhenden Gewissenslast die Bedeutung und der Segen der Konfirmation freudiger erkannt und erfahren wird als bisher.

Die Synode beschließt, um die Aufhebung dieser dem Geist und Wesen des Evangeliums widersprechenden gesetzlichen Bestimmungen (282, 821 und 317) wo gehörig zu bitten.

Zugleich beansprucht sie die Aufrechterhaltung der gesetzlichen Forderung des Besuches einer Konfirmandenlehre für alle Jünglinge und Jungfrauen ihrer Gemeinden im Alter von 15—18 Jahren.

2. Die Synode hält unentwegt fest an der Forderung der kirchlichen Trauung zur Vollziehung einer christlichen Ehe. Aber die Synode bekennt sich zugleich dazu, daß die Forderung des Kirchengesetzes, welche zum Eingang einer Ehe eine kirchliche Trauung für alle fordert, ohne Rücksicht darauf, ob sie sich zum christlichen Glauben der Kirche bekennen oder nicht (§ 300) gleichfalls eine unevangelische, die Gewissen belastende Forderung sei. Zur Beseitigung dieser Gewissensbedrückung beschloß die Synode, wo gehörig darum zu petitionieren, daß solchen Personen, welche die kirchliche Trauung bei Eingehung ihrer Ehe abweisen, die Möglichkeit geboten werde, ohne dieselbe durch eine entsprechende Instanz eine staatlich gültige Ehe zu schließen.

3. Die Synode hält unentwegt daran fest, daß nur Getaufte als Glieder der evang.-luth. Gemeinde gelten können. Aber die Synode erkennt die Paragraphen des Kirchengesetzes, welche die Erzwingung der Taufe von Neugeborenen durch die weltliche Gewalt fordern (§ 272 und 804) als eine unevangelische Zwangsmahregel und beschließt eine Beseitigung dieser Paragraphen wo gehörig zu beantragen. Zugleich empfiehlt sie die Einsetzung einer Kommission—und erwählt bereits auf der gegenwärtigen Synode eine solche—, welche auf evangelischer Grundlage eine Regelung für die Kindertaufe als innerliche Ordnung verfaßt und darin sowohl die Pflicht der Eltern feststellt, ihre Kinder taufen zu lassen, wie auch die Verpflichtung der Paten, für eine christliche Erziehung der Getauften Sorge

zu tragen. Im Interesse der Selbsterhaltung der Kirche für den Fall der Verweigerung der Taufe an den Kindern durch die Eltern, sowie zur Bewahrung des vom Herrn gestifteten Heilsgutes für die Kinder und zum Zweck der seelsorgerischen Behandlung der die Taufe ihrer Kinder verweigernden Eltern hat die Kommission Maßregeln vorzuschlagen.

4. Die Synode beschließt wo gehörig dafür einzutreten, daß alle Bestimmungen, welche die Teilnahme am heil. Abendmahl auf Befehl einer Behörde (§ 299), wie auch diejenigen Erlasse die einen christlichen Eid auch von denen fordern, welche ausdrücklich den christlichen Glauben (resp. auch selbst den Gotteslauben) für ihre Person negieren (§ 447)—als unctionelle Gewissensbedrückung gestrichen würden.

5. Die Synode beschließt, wo gehörig um die Aufhebung der Gesetzesbestimmung zu petitionieren, welche die Ausstellung eines Reverses beim Eingehen einer gemischten Ehe fordert, weil diese Forderung eine unctionelle und das Gewissen bedrückende ist. Auch beschließt die Synode darum zu bitten, daß die Entscheidung darüber, nach welchem Bekenntnisse einem Kinde aus einer Mihehe der Religionsunterricht erteilt werden solle, seinen Eltern resp. Vormündern überlassen werde.

6. Die Synode beschließt, um die Aufnahme einer Bestimmung in das Kirchengesetz zu petitionieren, laut welcher die öffentlichen Schulen verpflichtet werden, den Schülern Evang.-luth. Konfession in der Schule auch Evang.-luth. Religionsunterricht erteilen zu lassen. Dieser Unterricht darf nur von solchen Personen erteilt werden, welche von einem Evang.-luth. Konsistorium als hierzu qualifiziert attestiert worden sind, und die örtlichen Konsistorien müssen verpflichtet werden, über die Ausführung dieser Verordnung zu wachen.

Die Synode beschließt mit großer Majorität, die obigen 6 Punkte durch ihren Präses dem Estländischen Konsistorium mit der Bitte vorzustellen, diese Petitionen beim General-Konsistorium seinerseits zu vertreten und zu unterstützen.

Landwirtschaft und Gartenbau.

Die Weltweizenerte wird geschätzt auf 295 Mill. Doppelzentner gegen 874 $\frac{1}{2}$, und 836 $\frac{1}{2}$ in den beiden letztvorangegangenen Jahren. Im einzelnen werden angenommen für: die Vereinigten Staaten 213 (im vorigen Jahre 191), Kanada 31 (29), Argentinien 39 (41), Ostindien 72 (70), Rußland 125 (150), Rumänien 33 (27 $\frac{1}{2}$), Bulgarien 14 (10 $\frac{1}{2}$), Serbien 4 $\frac{1}{3}$ (3 $\frac{1}{4}$), Türkei 19 (17,3), Australien und Neuseeland 22 (20), Afrika 15 (13), Deutschland 339 (37), Schweiz 1 $\frac{1}{2}$ (1,3), Belgien 4 (3,3), Dänemark 13 $\frac{1}{2}$ (12), Großbritannien 15 $\frac{1}{2}$ (16 $\frac{1}{2}$), Frankreich 97 (91,8), Italien 43 (42), Spanien 30 (27 $\frac{1}{2}$), Österreich 14 $\frac{1}{3}$ (12 $\frac{1}{3}$) und Ungarn 55 (46) Mill. D. Dem Weltkonsum werden somit genügende Mengen der wichtigsten Brotfrucht zur Verfügung stehen. („Düna-Zeit.“)

Prof. Metschnikows Lebenselixir. Seit einiger Zeit kann man in verschiedenen Blättern des In- und Auslandes einer Notiz begegnen, in der mitgeteilt wird, daß es dem bekannten, in Paris lebenden russischen Professor Metschnikow gelungen sei ein im wesentlichen aus saurer Milch bestehendes, Lactobazillin genanntes Mittel zu finden, das im hohen Grade geeignet sei, schädliche Bakterien aus dem Organismus zu entfernen und da-

durch das Leben zu verlängern. Geriebene Geschäftsleute benutzten diese Erfindung und kündigten in schreienden Annoncen an, daß sie allein im Besitz des „echten“ Lactobazillin wären. Ueber den wahren Sachverhalt dieser viel Staub aufwirbelnden Angelegenheit richtet nun Prof. Metschnikow an die „Now. Wr.“ eine Zuschrift, in der es heißt: „Zur Ueberzeugung gelangt, daß die Milchsäurebakterien im Darmkanal eine sehr nützliche Rolle spielen, habe ich eine Broschüre veröffentlicht in der ich den Rat erteile, saure Milch mit Hilfe einer Reinkultur dieser Mikroben herzustellen. Es kann sich dabei um keinerlei Geheimnis handeln, da jede mit der bakteriologischen Technik nur einigermaßen vertraute Person sehr leicht aus Lactobazillin Milchsäurebakterien gewinnen kann. Da die in den Verkauf gelangenden Arten gesäuerte Milch (Saurt, Kefir usw.) neben nützlichen sehr häufig auch schädliche Mikroben enthalten, forderte ich einen Angestellten des Pasteurinstituts auf, die Bazillen allein herzustellen. Ich bezeichnete ihm die besten Arten dieser Mikroben und lehrte ihn sie zu züchten. Da er zur Ausführung dieser Aufgabe Geld nötig hatte, so setzte er sich mit mehreren Kapitalisten in Verbindung, die ihm die Bedingung, stellten, daß die Etiketen mit meinem Namen versehen würden. Obgleich ich der Initiator der Herstellung gesäuerter Milch mit Hilfe von Reinkulturen bin, die Arten der Bakterien bestimmt und versprochen habe, das Verfahren zu beaufsichtigen, habe ich gestattet, die Etiketen nur mit folgenden Worten zu versehen: „Société Le Ferment, ist der einzige Lieferant des Prof. Metschnikow.“ Es versteht sich von selbst, daß ich dieses nur im Interesse meines Freundes und der Konsumenten saurer Milch tat und daß ich persönlich weder am Gewinn teilnehme noch irgend welches Honorar beanspruchte. Da ich nicht die Möglichkeit habe die Personen zu verfolgen, die zu kommerziellen Zwecken meinen Namen mißbrauchen bitte ich Sie, diese meine Erklärung und meinem Protest zu veröffentlichen.“ (Odess. Zeit.)

Literatur und Kunst.

Bilder aus Türkisch-Armenien.

DIE NACHBARN.

Von A. Aharonian.

Aus d. Armenischen übersetzt von A. Sumbatjan Archimandrit von Etchmiadzin

Marto und Howack waren gute Nachbarn; beide hatten große Familien, und waren arbeitsame, eifrige Bauern, die Kummer und Sorgen, das Gute und Böse des Lebens wohl kannten und nach Kräften für schwere Zeiten vorzusorgen strebten. Eine dünne Wand trennte ihre Hütten von einander, aber die gegenseitigen, freundschaftlichen Gefühle der beiden Nachbarn waren so groß, daß die Nähe der Hütten ihnen noch nicht genügte und sie eine Öffnung in der sie trennenden Wand angebracht hatten. Auf diese Weise war aus den beiden Hütten eine einzige entstanden und die unter verschiedenen Dächern Wohnenden wußten allezeit, was im Nachbarhause vorging, wer dort war, was gesprochen, was gemacht, wann schlafen gegangen und aufgestanden wurde? Da sie keine Geheimnisse vor einander hatten, bereitete ihnen das kleine Loch nicht nur keine Unannehmlichkeiten, sondern bot vielmehr die bequemste Gelegenheit



um verschiedene Geschirre Geräte, in vielen Fällen auch Speisen, Brot, Feuer usw. hinüber zu reichen; was aber das wichtigste war—es tat in Stunden der Gefahr unschätzbare Dienste—da es sehr leicht war durch die Öffnung einander zu Hülfe zu rufen. Jeder hatte seine eignen Äcker und besaß zur Bestellung derselben ein Paar dickhalsige Ochsen, die, wie eigene Kinder geliebt wurden. Obgleich Äcker und Ochsen, Haus und Familie für gewöhnlich vier verschiedene Begriffe sind, waren sie für die beiden Nachbarn zu einem einzigen zusammengeschmolzen, der den Inhalt ihres Lebens ausmachte und ein steter Antrieb zur Arbeit, der Gegenstand unablässiger Pflege und zärtlicher Sorge war. In den mannigfaltigsten Vorfällen des bäuerlichen, häuslichen Lebens waren beide stets einer Meinung, auch in der ihnen angewiesenen Tätigkeit handelten sie nach denselben Gedanken und Gefühlen. Ein besonderer Zufall hatte es gefügt, daß sie in gleichem Alter standen; ihre Ähnlichkeit verstärkte noch der Umstand, daß sie aus gleichen Pfeifen rauchten, beständig gierig rauchten, besonders wenn sie zusammen waren. In solchen Augenblicken schien es, als ob einer den andern durch sein Beispiel aufmuntern wolle, möglichst viel Rauch auszustößen. Im Dorfe, auf Besuchen, überall wo sie erschienen, saßen die beiden Nachbarn, Wolken von Rauch um sich verbreitend, stets nebeneinander.

Dieses Verhältniß war vielleicht der Grund davon, daß sie von den Bewohnern des Dorfes N... die beiden Pfeifen genannt wurden. Wenn an Sonn- und Feiertagen Marto und Howack die Pfeifen im Munde, dicke Rauchwolken ausstößend, zur Mitte des Dorfes empor stiegen, pflegten die Dorfbewohner lachend zu sagen: „Die beiden Pfeifen kommen“. Diese regten sich übrigens über ihre Beinamen nicht im geringsten auf. Giebt es doch in den armenischen Dörfern kaum einen Bauer, der nicht einen Zunamen hätte, da jedes Dorf nun einmal das Recht Namen zu geben besitzt. Auch die Nachbarn wußten sehr wohl, daß sie „Die Pfeifen“ genannt wurden, machten sich aber, wie bereits gesagt, nichts daraus. Es gab ja in N... sogar einen Hairapet mit dem Zunamen „der Teufel“ und einen Mkoder der „Fuchs“ genannt wurde usw.

Die in vieler Hinsicht einander so sehr ähnlichen Nachbarn unterschieden sich jedoch in mancher Beziehung auch wieder von einander; so war Marto's Gesicht von einer großen Narbe entstellt, die bei Howack fehlte. Dieser war wiederum nicht nur Bauer, sondern auch Dorfbader, während jenem jede Geschicklichkeit zu ähnlichen Dingen abging. Diese geringen Unterschiede beeinträchtigten jedoch ihre Liebe und gegenseitige Zuneigung. nicht im mindesten Nun bestand aber zwischen beiden noch ein Unterschied, der von größerer Wichtigkeit war; Howack hatte nämlich mit den Kurden eine sonderbare Freundschaft geschlossen, die ihm als Dorfbader ihrerseits besondere Ehre eintrug, während Marto, nicht nur keine Kurden sehen wollte, sondern sie auch mit aller Kraft seiner Seele haßte.

— „Du, Rajan, mein Töchterlein, mache das Loch zu,“ pflegte er jedesmal zu sagen, wenn er ins Zimmer tretend, im Nachbarhause die Stimme eines Kurden hörte; besonders groß aber war seine Wut, wenn er die Stimme des Nigo, eines Freundes von Howack vernahm, den er mehr als jeden andern haßte. Erst, wenn das Mädchen vorichtig die Öffnung geschlossen, setzte sich Marto, ruhiger geworden, an den Rand des Landur*)

*) Eine in armenischen Bauernhäusern sich in der Erde befindliche Vorrichtung zum Brotbacken.

und brummte in sich hinein: „Sein Haus hat er zu einem Hängeberge für Kurden gemacht, er ist doch ein Narr. Er bindet den Hund an den Käseack!“

Diese Verschiedenheit war die wunde Stelle in der Freundschaft der beiden Nachbarn; in diesem Punkte wollte keiner dem andern nachgeben. Marto konnte Howack seine Freundschaft für die Kurden nicht verzeihen, Howack dagegen wunderte sich über Marto's Hartnäckigkeit, der nicht begreifen wollte, was doch klar und hell wie der Tag war, daß nämlich aus der Freundschaft mit den Kurden nicht nur keinerlei Unannehmlichkeiten entstehen könnten, sondern daß dieselbe in vielen Fällen sogar Nutzen bringen dürfte.

Über diesen Punkt stritten die beiden Nachbarn nun schon seit Jahren, ohne daß einer dem andern nachgeben, einer den andern überzeugen konnte. Und jetzt noch, wenn die beiden ihre Pfeifen rauchten und eifrig stritten, wußte jeder Bauer genau, daß von den Kurden die Rede war. Gewöhnlich war Marto der Angreifer und gab das Signal zum Beginn des Streites.

— „Wo warst du denn gestern, wieder Howack?“ pflegte er zu fragen, obgleich er genau wußte, wo sich sein Nachbar befunden hatte.

— „Wo soll ich denn gewesen sein?“ antwortete Howack, indem er sich stellte, als begriffe er den Sinn der Frage gar nicht. „Scheich Mahmud hatte mich rufen lassen, damit ich seinem armen Sohne, der gestern vom Pferde gefallen ist und sich dabei den Fuß an zwei Stellen gebrochen hatte, Hülfe leiste.“

— „Es wäre besser gewesen, wenn er sich den Hals anstatt den Fuß gebrochen hätte!“ murmelte Marto dann wie für sich, jedoch in der Absicht den Nachbar zu ärgern.

— „Er fängt wieder an!“

— „Was fängt er wieder an? Selbst wenn der Kurde aus Gold wäre, solltest du ihn nicht in die Tasche stecken; ich habe schon oft gesagt und werde es immer sagen, daß der Kurde ein Dieb, ein Räuber, gierig, schmutzig und undankbar ist. Siehst Du wessen Freund Du bist, verstehst Du mich?“.....

— „Du treibst nur immer Deinen Esel weiter. Wärest Du dort gewesen, hättest Du wohl gesehen, was für Ehre mir der Scheich erwies, was für Lämmlein er geschlachtet, was für Pilaw er hat zubereiten lassen!“.....

— „Du bist doch ein Narrkopf, ja Du bist es gewiß; wessen Lämmlein sind es, wessen Brot?“

— „Die Deinigen sind es doch nicht?“.....

— „Du, Dummkopf wenn sie nicht mir gehören, so gehören sie Dir, wenn nicht Dir so dem Nachbar, kurz, sie gehören nicht dem Scheiche, sondern uns, uns“.....

— „Sage, was Du willst, mir haben die Kurden nur Ehre erwiesen, ich habe von ihnen nichts schlechtes gesehen, noch erfahren.“

— „Sieh!“ Marto zeigte dabei auf die seine Wange entstellende große Narbe, die Folge eines Säbelhiebes, „in dem Jahre, als ich in Bajaset war“.....

Aber sobald er seine schon hundert mal wiederholte Geschichte von Bajaset beginnen wollte, machte Howack eine ungeduldige Bewegung mit der Hand, schüttete seine Pfeife aus, steckte sie in den Gurt, stand auf und begab sich nach Hause, während Marto, ohne seine angefangene Erzählung fortsetzen zu können, den Finger auf die Narbe gelegt, dem sich entfernenden Nachbar, mit aufgeregten Blicken nachschauend, in seinen Bart brummte:

— „Du wirst es noch bereuen, wir wollen sehen, wann?.....“

Marto's Narbe hatte ihre Geschichte und sogar eine schreckliche Geschichte. Im Jahre 1877, während des russisch-türkischen Krieges, hatten die Kurden ihre ohnmächtige Wut und Rache an den schuglosen Armeniern in Maschert und Bajaset, wie an jedem Russenfreunde, ausgelassen. Ein besonderer Unstern hatte es nun gefügt, daß sich Marto in diesen schrecklichen Tagen in Bajaset bei seinem Onkel befunden hatte. Mit eigenen Augen hatte er die größten Untaten der Kurden, die Ermordung der ganzen Familie seines Onkels mit angesehen und war selbst, nachdem er durch einen Säbelhieb schwer verwundet über dreißig Stunden unter den Leichen seiner Verwandten liegen geblieben, wie durch ein Wunder vom Tode errettet worden. Von dem Tage an, wo er Zeuge solcher Missetaten gewesen, konnte er keinen Kurden mehr sehen und verabscheute und haßte sie aufs heftigste. Howad mußte Marto stets nachgeben, denn das Ereignis in Bajaset war ein so unleugbar triftiger Beweis von der herzlosen Wildheit der Kurden, eine so starke Stütze für Marto's Recht, daß der Nachbar unwillig schweigen und, um dem Streite ein Ende zu machen, eilig fort gehen mußte, ohne jedoch dabei seiner Meinung zu entsagen. Und so hatten sie nun schon viele Jahre hindurch gestritten, und Marto, wer weiß, wie viele male in dieser Zeit die Schrecknisse zu Bajaset und die Geschichte seiner Narbe wiederholt. Wie oft hatte Nasan das Loch zwischen den beiden Hütten auf- und zumachen müssen, dennoch aber waren die beiden Nachbarn gute Freunde geblieben, die zusammen saßen, aus gleichen Pfeifen rauchten, von den täglichen Sorgen und Mühen redeten, die Feld- und Hausarbeiten gemeinsam besprachen. Jeder über die Kurden geführte Streit hatte wie ein leichtes Wölkchen ihre heitere Freundschaft für einige Minuten verdüstert. Immer aber war dieses Wölkchen bald wieder verschwunden, um den hellen Strahlen der Sonne Platz zu machen. Und die beiden Nachbarn lebten weiter in Liebe und Freundschaft wie zwei Brüder.

(Fortsetzung folgt).

Aus aller Welt.

Deutsche in Valparaiso und Santiago. Die Erdbeben in Chile haben einen der gesündesten Zweige des überseeischen Deutschtums mitgeschädigt. Den Kern deutsch-chilenischer Ansiedlung bilden zwar die deutschen Kolonien in Südhile, vornehmlich die in Valdivia, Osorno, Puerto Monte und die um den See Lang; nächst diesen aber stehen gleich die deutschen Ansiedlungen in den von dem Erdbeben betroffenen nördlicheren Provinzen Valparaiso und Santiago. Das Deutschtum verdichtet sich hier in den beiden Hauptstädten gleichen Namens, die sozusagen die großen Eingangs- und Durchgangspforten der deutschen Einwanderung und des deutschen wirtschaftlichen und geistigen Einflusses in Chile überhaupt sind. Dorthin zuerst kam der deutsche Kaufmann, dorthin folgte ihm der deutsche Handwerker, von dort aus verbreiteten sie sich in allerdings sehr dünner Schicht über die kleineren Städte des Innern und der Küste, von dort aus fand und zeigte der Deutsche Bernhard Philipp den von ihm ins Land geleiteten kleinen bäuerlichen Ansiedlern die Wege nach den südlichen Provinzen wo sie heute blühen und gedeihen, leider nicht mehr unangefoch-

ten von der Mißgunst des eingeborenen Chilenentums. Immer noch ist oder — wie es jetzt leider heißen muß — war Valparaiso diejenige chilenische Stadt, wo die Deutschen am zahlreichsten vertreten waren, wengleich in den südlichen Städten Valdivia, Puerto Monte, Osorno und La Union der deutsche Einschlag viel fühlbarer und sichtbarer ist, als das in Valparaiso der Fall sein konnte, wo die dort ansässigen etwa 2500 Deutschen unter einer Bevölkerung von schier 200 000 Menschen sich natürlich fast verloren. Ihr Deutschtum hielten diese 2500 aber in erfreulicher Weise fest. Das vonehmste Mittel dafür war und wird hier wie überall die deutsche Schule sein. Die deutsche Schule Valparaisos, die im Ausland in den letzten Jahren etwa 370 Schüler zählte, gewann nicht nur für die dortigen Deutschen, sondern für das ganze Chilenentum eine wichtige bildende Bedeutung, da sie zusammen mit den anderen größeren deutschen Schulen Chiles, namentlich der größten, der in Valdivia, zum Vorbilde für das chilenische Schulwesen ward, das nach diesen deutschen Mustern mit Hilfe deutscher Lehrer umgestaltet wurde. Nicht weit hinter der deutschen Schule von Valparaiso steht die in Santiago zurück, wo in zwölf Klassen etwa 250 Schüler unterrichtet werden. Die Zahl der deutschen in Stadt und Provinz Valparaiso beträgt nach den genauesten Schätzungen 3000. In Stadt und Provinz Santiago gibt es etwa 2000 Deutsche. Außer der deutschen Schule und deutschen Kirche haben die Deutschen sich nationale Sammel- und Stützpunkte geschaffen in verschiedenen landsmannschaftlichen Vereinen, so in dem schon 1838 gegründeten „Deutschen Verein“ von Valparaiso, der sein eigenes Haus mit Zeitungslesesaal und Bücherei besaß und hoffentlich noch besitzt! Daneben bestehen vor allem die allenthalben für das Deutschtum im Ausland bezeichnenden Gesangs- und Turnvereine. Die deutsche Ansiedlung in Santiago hat neben ihrem 1854 gegründeten „Deutschen Verein“ auch noch einen „Deutschen wissenschaftlichen Verein“, einen „Deutschen Hilfsverein“, eine „Witwen- und Waisenkasse“. Ein Bindeglied zwischen den Deutschen in Valparaiso und Santiago und auch denen des übrigen Chile bilden die zweimal wöchentlich in Valparaiso erscheinenden „Deutschen Nachrichten“

(Nach der „Odeßer Zeitung“)

Fünfhundert französische Gäste in Berlin. Einen Massenbesuch aus Frankreich dürfte Berlin im November erhalten, wenn sich die Pläne der deutschen Friedensgesellschaft verwirklichen. Diese hatte die Geretteten von Courrieres zu einem Besuche nach der Reichshauptstadt eingeladen. Der Vorstand der französischen Société française pour l'arbitrage entre nations hat nun eine Rundfrage an Pariser Vereine, Volks-universitäten usw. gerichtet, ob französische Deutschenfreunde bereit wären sich an dieser Fahrt zu beteiligen. Darauf sind bereits 1500 vorläufige Anmeldungen erfolgt. Der Aufenthalt der Franzosen in Berlin wird wahrscheinlich drei Tage dauern. Die Deutsche Friedensgesellschaft wird in kurzem mit einem Aufruf um Teilnahme der Berliner Vereine und der Berliner Bevölkerung hervortreten um die Franzosen würdig zu empfangen. Der „Clou“ des französischen Besuches dürfte ein deutsch-französisches Bankett in der neuen Ausstellungshalle im Zoologischen Garten sein, an dem etwa 5000 Personen teilnehmen sollen. Zu dieser deutsch-französischen Freundschaftsdemonstration werden auch die 24 Bergleute aus Herne, die damals die Rettungsarbeiten in Courrieres ausgeführt haben, nach Berlin kommen, und der französische Frie-

denkämpfer Baron d'Estournelles de Constant wird ihnen hier die eigens für diesen Zweck geprägte Ehrenmedaille überreichen.

Die Unterstützung von Volksbibliotheken mit guten Büchern wird von der Deutschen Dichter-Gedächtnis Stiftung in Hamburg-Großborstel seit Jahren mit großem Erfolg betrieben. Im ersten Jahre sind 500 Volksbibliotheken mit je 35 Werken, also insgesamt mit 17,500 Werken, unterstützt worden, im zweiten Jahre waren für 750 Volksbibliotheken je 40 Werke, also insgesamt 30,000 Werke, in Bereitschaft gestellt, die gegenwärtig beginnende dritte Verteilung soll je 42 Werke für 750 Volksbibliotheken, also 31,500 Bücher umfassen. Es befinden sich darunter Meisterwerke der Literatur, wie Anzengrubers Dorfroman der „Sternsteinhof“, Andersens „Märchen“ in einer entzückend illustrierten Ausgabe, der prächtige historische Roman „Der Heilige“ von Konrad Ferdinand Meyer, der monumentale zweibändige Roman „Ein Kampf ums Recht“ von Karl Emil Franzos, eine Anzahl von Bänden der „Hausbücherei“ der Stiftung usw. Kleine Volksbibliotheken, die die Bücher zu erhalten wünschen, aber mit der Stiftung noch nicht in Verbindung stehen, werden aufgefordert, ihre Bewerbung bei der Bibliotheks-Abteilung der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel einzureichen.

Lustige Gefe.

— **Lehtes Mittel.** Herr (zum Sonntagsjäger, der mit einer Schaufel am Felde gräbt): „Ja um des Himmels Willen, Herr Mayer, zu was graben Sie denn da am Felde ein Loch?“

Sonntagsjäger: „Pst, sag' ich jetzt werd' ich die Luders von Hasen schon kriegen; ich leg' Minen?“

— **Glaubwürdig.** Richter: „Geben Sie zu, daß Ihnen Ihr Nachbar einen Krug geliehen und daß Sie ihm denselben in zerbrochenem Zustande zurückgegeben haben?“ — Angeklagter: „Keineswegs. Erstens hat er mir gar keinen Krug geliehen, zweitens war er schon zerbrochen und drittens hab ich den Krug ganz zurückgegeben!“

— **Sein Stolz.** Kaufmann: „Wie, Sie junger Mann, wollen mir allem Hause Lehren geben? Ich habe schon Konkurs gemacht, als Sie noch gar nicht auf der Welt waren!“

— **Auch ein Jubiläum.** Ehemann (zu seiner Frau): „Auguste, heut, vor zehn Jahren war der Tag, an dem ich Dich — nicht hätte heiraten sollen.“

— **Unter Freundinnen.** Anna: „Schrecklich, was der armen Gertrud passiert ist! Am selben Tage starben ihr Mann und ihr Hund.“

Berta: „Die Armste! Und was für ein schöner Hund war das!“

— **Verdächtig.** A.: „Na — glücklich verlobt?“

B.: „Aee, habe Partie zurückgehen lassen. Der Schwiegeralte war mir zu freudig erregt, als ich anhielt.“

— **Darum.** Der Hofschauspieler Sonnenthal wurde einmal von einem Fremden auf der Straße folgendermaßen angesprochen: „Entschuldigen! Sie sind gewiß der Bruder des Schauspielers Sonnenthal?“

„Nicht sein Bruder,“ antwortete der Künstler, ich bin es selbst.“

„D darum also,“ rief der Fremde frohlockend aus, „sehen Sie sich so ähnlich!“

— **Mißverständnis.** In einer kleinen Gubernementsstadt begegnete einem Herrn um 11 Uhr des Nachts der Gehilfe eines Revieroffiziers. Auf dessen Zuruf: „Halt! Hände hoch!“ blieb der Angeredete sofort gehorsam stehen und streckte, nachdem er in die eine Hand seine goldene Uhr und in die andere die Brieftasche genommen hatte, beide Hände in die Höhe. „Warum griffen Sie in die Taschen?“ fragte der Polizist „Weil ich mein Eigentum deutlich zeigen wollte.“ „Folgen Sie mir ins Polizeiamt“ der Herr wurde ins Polizeiamt geführt, in dem der Bezirksoffizier am Tische saß und eilig schrieb. „Ich habe einen Herrn gebracht bei dem ich einen Revolver fand,“ sagte der Gehilfe, eine Pistole auf den Tisch legend. „Haben Sie einen Erlaubnißschein zum Tragen von Waffen?“ fragte der Chef. Der Angeredete nahm aus seiner

Brieftasche einen solchen, bei ihm vorhandenen. Ihn kaum beobachtend, befiel der Offizier: „Sie können gehen!“ Ohne Zeit zu verlieren steckte der Herr, den auf dem Tische liegenden Revolver ein, und — war verschwunden.

Verantwortlicher Redakteur

und Herausgeber: Kurt von Kutzschenbach.

Kirchliche Nachrichten: Tiflis.

Aufgeboten zum 2 Male: der Wittwer Johann Peter Schock aus Alexandersdorf mit Marie Hering aus Katherinenfeld, beide luther. Adolf Bloch aus Polen gebürtig mit Emilie Schmuck, beide luth.

Gestorben: Ingenieur Emil Altvater, im 64-ten Jahre; Amalie Wiegandt, 36 Jahre alt.

Jekaterinodar.

Geboren und getauft: Ulrine Skljäröff, Anna Katharine Hoppe, Ans Bernhard.

Verstorben: Theodor Kylius, 67 Jahre, Viktor Alexander Reich, 6 Mon. Robert Mehl, 19 Jahr 8 Mon. 17 Tage.



Zyardower Niederlage

DONNER & LEITZ

Tiflis, Dworzowaja.

GROSSE AUSWAHL in

Weisswaren, Herren- & Damenwäsche,

bunten Kleider-, Hemden- u. Schürzenstoffen

Socken, Strümpfen, Leibeln,

Sommer- & Winterdecken,

ALLERLEI TISCHDECKEN,

Möbelstoffen, Portieren, Tüllgardinen,

Teppichen, Dielenläufern, Linoleum & Bresenten,

sowie

Brautausstattungen in allen Preislagen



H. Zindel

Bambus u. Korbwaren
Fabrik

Michaelstrasse № 35 (3)

Gut assortiertes Lager von
Salon- und Gartenmöbeln

Kinderwagen, Reisekörben, Etagèren und sonstigen Korbwaren.

(10—9)

თარგმანი
საქართველოში

W. KESSNER.

Bau & Möbeltischlerei
mit Maschinenbetrieb
empfiehlt sich.

Olgastrasse № 70, Eigenes Haus.

(10—5)

„СВОБОДА“

Ежедневная политическая и литературная газета
издается в Екатеринодаръ.

Подписка и объявления принимаются исключительно в конторѣ газеты „СВОБОДА“ Карасунская ул. д. Виноградскаго и въ отдѣленіяхъ: въ Новороссійскѣ въ кн. маг. „Дѣло“, Туапсе у Неволовичъ, Адлерѣ у В. М. Чубаръ, Анапѣ у Маревского, Майкопѣ у Марѣва. хуторъ Романовскомъ у Молчановой.

Подписная цѣна:

На годъ	8 р.
„ 1/2 года	4 р.
„ 3 мѣсяца	2 р.
„ 1 мѣсяць	— „ 70 к.

Für meine Apotheke und Drogegeschäft suche

LEHRLING

Demselben wird hier Gelegenheit geboten mehrere Sprachen zu erlernen und sich mit ausländischen Recepturen u. s. w. bekannt zu machen.

J. Wurst. Droguerie et Pharmacie Ghilan RESCHT PERSIEN.

Die erste Russische Assecuranz-Compagnie,

gegründet im Jahre 1827,

übernimmt **VERSICHERUNGEN**

1. die basiert sind auf dem menschlichen Leben:

- gegen Unfall,
- auf den Todes- oder Erlebensfall, sowie verschiedener Kombinationen derselben,
- von Renten und dergl.

2. Immobilien und Mobilien gegen **Feuersgefahr.**

Generalagenturen der Compagnie befinden sich:

in Tiflis, Ssergijewskaja 1.

in Baku, Merkurewskaja, G. Tagijew;

Agenturen: in der Kolonie Helenendorf, (Gubern. Elisabethpol),

Agent Herr F. Fric,

in Erivan, Agent Herr P. Pissarewsti, Nasarowskaja,

Haus Mnazatanow.

in Wladikawkas, Frau C. Affenowa im Hause d. Nowbank,

in Pjatigorsk, Herr Emanuel Wodschajew,

in Armarir, Herr L. Artemow,

in Sefaterinodar, Herr G. Tschistjakow.

10—3

Rohnaphta-Motor

System Otto-Haselwander der

Gasmotorenfabrik - DEUTZ

Besondere Vorteile:

Grosse Einfachheit

Kein Anheizen des Cylinderkopfes

Einfaches Ingangsetzen

Billiger Betrieb. Verbrauch von Rohnaphta ca $\frac{3}{4}$ Pfund für die Pferdekraftstunde.

Petrol, Gasolin-Motoren, Sauggasanlagen, Naphtagas-Anlagen. Petrol-Lokomobilen, Pumpwerke, Motorboote. Mühlen, Oelpressen etc. etc.

Preislisten und Kostenanschläge gratis.

Über 77000 Motoren mit 570000 P.S.

Gesamtleistung in Betrieb.

10—10

Technisches Kontor MAX GIERSE BAKU

Merkurjewskaja, Haus Nabatoff.